HANNS von THUN

Und draussen die freie Welt

HANNS VON THUN:

...und draussen die freie Welt!

HANNS VON THUN

...und draussen die freie Welt!

1951
EDIT. IMPR. FOERSTER y Cía
Buenos Aires

Todos los derechos reservados — Hecho el depósito de Ley

Impreso en la Argentina

Este libro fué impreso por Foerster y Cía. en
Buenos Aires en el mes de enero de 1951.

FORTES FORTUNA ADJUVAT

Sinnend sitze ich auf der Terrasse meines Dichterheims, über das schräg die Sonne eines verdämmernden Tages fällt. Zu meinen Füssen breitet sich Malaga, La Bella, „die Schöne". Drüben steht trutzig die Alcazaba, die alte Maurenfeste, und am Horizont verschwimmt die spiegelnde Fläche des Mittelmeers in einem opalfarbenen Himmel.

Alles ist so unwirklich. Träume ich?

Wie lange ist es her, dass vereiste Schneewüsten vor mir lagen, soweit das Auge reichte, dass heulende Granaten teure Kameraden an meiner Seite in blutige Fetzen rissen, Bombenteppiche die vertrauten Stätten der Heimat in Schutt und Asche legten?

Und das, was nachher kam?

Während mich in diesem Augenblick die linde Luft des andalusischen Abends in ihren weichen, flaumigen Mantel hüllt, mögen herbstliche Stürme über die heimatlichen Städte brausen, Ruinen zum Einstürzen bringen und Menschen wie dich und mich unter ihren Trümmern begraben. Während ich nur in die Hände zu klatschen brauche gleich einem Zauberer im Märchen, um einen mit erlesenen Früchten und Leckerbissen gedeckten Tisch vor mir zu haben, auf dem eine Flasche rotgoldenen Malaga-Weins nicht fehlt, hungern und frieren in den Elendslagern daheim Millionen, deren einziges, un-

sühnbares Kollektivverbrechen es ist, Deutsche zu sein und ihr Vaterland zu lieben.

„No luck is in the North!" sagte Hanns einmal zu mir, „es gibt kein Glück im Norden!" Wo er wohl stecken mag, der Freund?

Oft habe ich an ihn denken müssen, seit ich aus den Fesseln schlüpfte, mit denen man mich binden wollte.

Der blonde Hanns! Ich sehe ihn noch vor mir im Granatregen, die Zigarette schief im Mundwinkel, das ratternde M.G. an die Schulter gepresst... Und dann im Elendsviertel von Hamburg! Hager, ausgemergelt, doch mit leuchtenden Augen, in denen unbeugsamer Wille, Zuversicht und Glauben an die eigene Kraft stand.

„Das Schicksal eines Volkes hat nichts mit dem Schicksal des Einzelwesens zu tun, wenn dieses Einzelwesen stark und furchtlos ist!" Wie oft hatte es Hanns denen zugerufen, die sich feige fügten und mutlos treiben liessen!

„Aber kann man denn sein Schicksal gestalten oder nur ertragen?"

Schwere Zeiten gab es, da ich darüber grübelte, bejahte und verneinte, mich aufbäumte gegen das Uebermächtige und mit fatalistischem Gleichmut erduldete. Heute weiss ich es: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne..."

Der Starke hält sein Geschick in der Hand! Dem Unerschrockenen lächelt das Glück! Schon die alten Römer wussten es: „Fortes fortuna adjuvat!" „Dem Mutigen gehört die Welt!"

Langsam versinkt die Sonne hinter der zackigen Sierra de Mijas, die weissen Wände der Häuser beginnen sich blau zu färben, die dunklen Konturen der Berge scheinen näher heranzutreten.

Da steht plötzlich Linda neben mir, die kleine Andalusierin, mit blitzenden, kohlschwarzen Augen, Jasminblüten im Haar, das sonnige Lächeln der Kinder dieses glücklichen, gast-

freien Landes um die roten Lippen. Sie knixt und hält mir ein Tablett hin: „El correo, caballero!" sagt sie, „die Post!"

Ich greife nach dem Stoss Briefe und lege sie im selben Augenglick zur Seite. Ein grosser, versiegelter Umschlag hat sofort meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Marken zeigen gehörnte Stiere. Poststempel: Santa Cruz (Patagonien). Und da steht auch der Absender.

„Von Hanns!" Ich glaube, ich habe es laut gerufen, aber Linda ist bereits auf ihren unhörbaren Hanfsohlen gegangen, und so kann ich mir keine Bestätigung erfragen.

In Patagonien also ist der Freund gelandet, den, wie mich, kein Gesetz, keine Polizei, kein Militärkordon daran hindern konnte, das eherne Tor der Nachkriegshölle in eine freie, weite, daseinswürdige Welt mit dem unbändigen, zielbewussten Willen ursprünglichen Mannestums zu sprengen.

Mit schnellem Griff breche ich die Siegel auf. Ein Stoss hauchdünner, eng mit Maschinenschrift bedeckter Blätter fällt mir entgegen. Wie das Typoskript eines Buches muten sie mich an.

Nur wenige Zeilen von der Hand meines Freundes liegen bei. „Lies!" schreibt er, „lies, und wenn du wieder einmal auf eine deiner weiten Wanderfahrten gehst, dann weisst du, wo du mich finden kannst."

Die Nacht ist längst hereingebrochen. Leuchtend ziehen die Sterne am Firmament ihre ewige Bahn, unbekümmert um Menschenschicksale, um stürzende Ruinen und in Folterkammern zerschundene Leiber, — strahlend hell, schauen sie herab auf den winzigen Planeten, dessen Bewohner nichts Besseres zu tun haben, als Forschung, Wissenschaft und gottbegnadeten Geist in den alleinigen Dienst des Gedankens zu stellen, wie man am besten und schnellsten ganze Völker austilgen kann.

Ich lese und lese, gefesselt von der Darstellung, atemlos, und mache in Gedanken die Reise meines Freundes mit. War

es mir nicht ähnlich ergangen, als ich vor noch nicht zwanzig Monaten in stürmischer, regnerischer Nacht mit einem wohlgezielten Fausthieb...!

Längst hat es von der hohen Kathedrale Mitternacht geschlagen, unberührt steht das Abendbrot, das mir Linda auf die Terrasse gebracht hat. Als ich die letzte Seite des Typosrikpts aus der Hand lege, ist die dritte Morgenstunde bereits angebrochen.

Ich lösche die Stehlampe auf dem Tisch und blicke sinnend über die im Schlaf liegende Stadt und das nachtdunkle Meer. Letzte Zweifel sind geschwunden. In mir brannte die bejahende Lebenssymphonie des Starken! Wie das Donnern der See gegen zackige Steilklippen, wie der Ausbruch eines Vulkans, wie pfeifender Taifun, der alles übertönt, dröhnt es in meinen Ohren:

FORTES FORTUNA ADJUVAT!

Malaga, im „Heiligen Jahr" 1950

HORST UDEN

„KOMM' KAMERAD, MACH'S NACH!"

Reisen... reisen-müssen entspringt urtümlich seelischen Tiefenregungen. An die Alltagssphäre gebunden, brechen sie plötzlich auf und zwingen den Menschen in ganz bestimmte Bahnen. Reisen und Wandern sind Uebergang in neues Werden.

Dreimal in dem bewegten Kunterbunt meines Lebens habe ich eine solche Fahrt angetreten. Für mich waren es drei Schicksalssteine, kantige, unausweichliche Marksteine, an denen ich meine innere Kraft erprobte und die meinen Daseinsweg zeichneten. Nicht „um dagewesen zu sein" griff ich zum Stecken! Das bleibt jener abgestandenen Welt des internationalen Reiseverkehrs vorbehalten, die mit dem Baedecker in der Hand akkurat dorthin geführt wird, wo das Meer kobaltfarben blaut, Bergesfirne silbern im Frühlicht glänzen und leuchtende Sterne in den Zweigen hoher Sykomoren hängen.

Viele mögen aus Sehnsucht reisen, bei manchen mag es auch Flucht vor sich selbst sein. Sie wissen nicht, dass man sich nicht entfliehen kann, dass man sich überall hin mitnimmt. Wie sang Horaz...? „Nicht ihr Inneres, sondern den Himmelsstrich wechseln sie, die das Meer überschiffen!"

Uns Junge aber, die wir die Wiegen zwischen den Kriegen füllten, schickte das Schicksal auf die Reise. Es packte uns wie ein Riese und warf uns auf jene rauhen Strassen, wo der Tod den Passierschein quittiert...

Man schrieb das Jahr 1939. In Europa kündete der Donner feuerspeiender Panzerdivisionen die Wende eines neuen Zeitalters. Meine Eltern lebten fern der Heimat auf einem kleinen Eiland im Weltmeer. Fleiss und Sparsamkeit hatten im Laufe der Jahre ihre Zelte auf die Sonnenseite ihres Daseins gerückt. Doch der Schlag des Herzens galt ewig der alten Heimat, auf deren phantastisches Wollen sie die Hoffnung ihres Alters setzten. Und wir Kinder? Treudeutsch, im Sinne eines Treitschke, eines Bismarck erzogen, erfüllte uns der Gedanke des Zusammenschlusses aller germanischen Völker, als Bollwerk gegen den Panslavismus, mit loderndem Eifer.

Jede Jugend sucht eine Idee, eine Fahne! Sie braucht sie, sie vertraut ihr blind, sie schwört darauf, unbeirrbar, mit der ganzen Kraft ihres gläubigen Herzens. Mit erhobenem Haupte folgt sie dem Bannerträger dieses Glaubens. Leuchtend strahlen die Kräfte in ihre junge Welt, und erschauernd spüren sie das Walten eines neuen Gesetzes. Durchblicke brechen auf, ihr Begehren wird gross und rein: reich wie ewige Fruchtbarkeit.

Nichts hielt mich zu Hause, auch nicht das ernste Wort und die Vorstellungen des Vaters. Niemand vermag wahrer Jugend das lockende Sternbild ihrer Illusion zu trüben. Und noch heute, ich gesteh's: Was schert es mich, war's Idol oder Ideal, war's Lüge oder Wahrheit...?

Es war der Riese, der mich am Nacken packte, und die

Sehnsucht meines Blutes trieb mich gen Norden. „Man muss Schritt halten mit dem eigenen Volke!", so lautete der Wahlspruch in meinem Elternhause. Galt das nicht mehr noch für den Marschtritt des Krieges?

So trat ich meine erste Reise an.

Ein kleiner Segler brachte mich an die Küste Spaniens. Dann ging es über Barcelona, Genua, in die Kaserne eines mitteldeutschen Städtchens. In Frankreich erhielt ich die Feuertaufe, ihr folgten die grossen Kesselschlachten im Osten. Rot färbte mein Blut den heissen Wüstensand Tripolitaniens und, von den Wunden genesen, ging es über die Fliegerschule wieder nach Russland, wo langsam die europäische Schicksalsfront zusammenbrach. Und Gräber säumten den Weg, hin und zurück; dazu Ruinen, leere Halden, qualmende Schutthaufen und — Tränen.

Dann nahm diese, meine erste Reise, in einem amerikanischen Gefangenenlager ihr Ende. Stacheldraht und Maschinengewehre umstellten uns. Scheinwerfer machten die Nacht zum Tage. Priester aller Gattungen erzählten uns von reiner Menschenliebe und lobten den HERRN. Sie hatten blanke Backen und einen vollen Magen. Doch wir gaben den Hungersterbenden die letzte Brotrinde und rissen die Grasbüschel aus dem sommerlichen Boden, um die Gier unserer Eingeweide zu stillen.

Vor einer guten Stunde nun habe ich meine dritte Reise angetreten, von der zweiten erzähl' ich dir später, Kamerad!

Ich stehe an Deck der „Tucumán", die mich nach Patagonien bringt. Langsam sinkt das Hafenbild von Buenos Aires achteraus. Die abendliche Sonne winkt letzte Abschiedsgrüsse. Türme, Zinnen und Firste der südlichen Metropole zittern im leuchtenden Rot blühender Tuberosen. Auf dem La Plata schwimmt das letzte Licht des Tages, das dem phantasievollen Namen des Riesenflusses Wirklichkeit verleiht.

Ein brauner Matrose neben mir zieht die Flagge ein, das Wahrzeichen dieses zukunftvollen Landes am Silberstrom.

Gleichmässig hebt und senkt sich das Deck wie eine Riesenschaukel. Das Land an Backbord ist bereits abgesunken. Wogen, nichts als Wogen, flach und langgestreckt, über die sacht die Nacht herangerudert kommt.

Meine dritte Reise führt mich in ein unbekanntes Land, die „Tierra incógnita", nicht in den Himmel, wie meine erlöste Seele im Schwunge des Augenblicks jauchzte, als ich meinen Namen unter den Arbeitskontrakt setzte, der mich nach Patagonien rief. „Dort ist Neuland, ist Frieden, ist Weite!" sagte der Landsmann zu mir, auf dessen Farm am Rio Chalia die grosse Aufgabe meiner wartet.

Jahre des Unfriedens liegen hinter mir, Jahre ununterbrochenen Einsatzes und unbarmherzigen Kampfes, — wie hinter dir, Kamerad! Mit Freund Hein haben wir Bruderschaft getrunken, du und ich, wir alle, die das Schicksal in die Weissglut des Krieges warf. Wir wurden erzogen, um zu kämpfen, und welcher Kämpfer fürchtet Tod und Teufel?

Nein, es ist kein Himmel, in den ich reise, und es war keine Hölle, die unter unserem Schritt erdröhnte! Hölle ist Enge, und die kam später. Hier ist Neuland, ist Frieden, ist Weite! Den Frieden streiche ich durch, ich finde ihn nicht... nie, wir alle nicht, Kameraden, die wir das Vaterland verloren. Aber Weite ist Freiheit und sie erfüllt mich mit heiligem Schauer. Zu ihr bin ich geflohen... aus der Enge, aus der entseelenden Brache, aus einem Lande, das zu einer geographischen Karikatur entstellt wurde. Nicht das „Aus und Vorbei!" jagte mich über Länder und Meere, das Trommelfeuer der Seele riss mich auf zum Kampf um die Zukunft. Alles in mir sträubte sich dagegen, in den erstarrten Lebensformen eines zertretenen Daseins zu verkrusten. Meine Seele bäumte sich und riss sich los aus dem Rahmen eines aufgezwungenen, unnatürlichen Lebens, das Menschen ohne Seele schufen...

Zehn Tage! Dann bin ich in Santa Cruz, wo mich die Pferde Don Alejandros erwarten, und inzwischen werde ich dir, Kamerad, meine zweite Reise erzählen, die mich aus Brachland, Zwietracht und Enge an die Tore der Stadt am Silberstrom führte, deren Lichtschein achtern in versunkener Ferne den Himmel wie Morgenrot färbt.

„Hör' genau zu, Kamerad, und wenn du Mut hast, mach's nach!"

Der Todeswinter 46/47 neigte sich seinem Ende zu. Mit bleicher Hand hatte er in das Schicksalsbuch des deutschen Volkes zu der Millionenzahl der Kriegsopfer eine erschreckende Ziffer an Opfern des Friedens geschrieben.

Man hatte mich aus dem Gefangenenlager entlassen und nun zog ich suchend durch die verwüstete Heimat meiner Väter. Ich erwartete nichts und fand noch weniger. Es war keine Reise und keine Wanderung: es war das schleppende Mühen eines Gefangenen, dem die Ketten jeden Schritt zur Qual gestalten. Denn das Zertrampeln primitivster Menschenrechte gebar einen Leerlauf; es war wie schreiten über einen Friedhof ohne Kreuze.

Oben, im Norden, begegnete ich einem Kriegskameraden. Seine armselige Hütte, in die er mich lud, schien mir der Palast eines Krösus. Wir schlugen uns durch, wie wir konnten. Nachts erkletterten wir den nahen Bahndamm und stahlen — nein, n a h m e n — Kohlen aus den Zügen, die zur Grenze rollten. Für das kostbare Heizmaterial tauschten wir Lebensmittel ein; zwanzig Grad unter Null setzten gute Preise.

Der Winter ging vorüber. Wir versuchten uns in anderen „Geschäften", Hunger ist souverän. Brutal spannt er alle

Kräfte des Körpers und der Seele vor seinen knarrenden Karren. Die Gier nach Brot, nach „lebenwollen" dominierte. Letzte Bedenken schwanden. Im Versinken ins Primitive ging uns jeder Gefühlsbegriff verloren. Souveräne Massen kann man, versklavte muss man hungern lassen. „Im eigenen Saft schmoren", nannte es ein menschenfreundlicher Politiker unserer Tage. So wurden Jahrhunderte hindurch grosse Völker von Minderheiten regiert.

Da riss mir eine Stunde der Besinnung den Schleier von den Augen. Erschüttert tastete sich meine Seele durch die rauhen Wirklichkeiten zu sich selbst. Sehnsucht packte mich, urgewaltig. War ich nicht ein Sohn des Südens, ein Sohn jener kleinen, friedlichen Insel, die man die „Glückliche" nannte? Der Krieg war vorbei, was hielt mich noch? Ueber Länder und Meere hinweg sah ich die gütigen Augen des Vaters voll mahnender Liebe auf mich gerichtet, fühlte ich, wie damals in den ersten Todesstürmen des Westens, die warme Hand meiner Mutter. Die jämmerlichen Reste, die das Leben an Liebe und Gewissen in mir liessen, glühten fiebernd auf. Heimweh zeichnete das Haus der Eltern vor meine dürstende Seele. Farbig träumte es zwischen wogenden Palmen, und darüber blaute der Himmel. Blühende Hänge führten hinab zum Meer.

Hatte ich nicht das Recht, dort zu sein, wo meine Wiege stand? Dort zu leben, unter jenen sorglos glücklichen Menschen, die wie Kinder waren, deren Sprache mir Heimatlaut bedeutete? Seit Jahren hatte ich nichts von meinen Eltern gehört, nicht einmal schreiben konnte ich. Meine Heimatinsel war spanischer Besitz, und das Land Francos blieb von dem wiedereröffneten Weltpostverkehr mit Deutschland ausgeschlossen. Wie lange noch?

Dies war die Stunde, in der meine zweite Reise begann. Glockenklänge, die aus der Tiefe des Blutes drangen, spornten meine Seele zu neuem Glauben. Der nächste Morgen sah mich in der nahen Kreisstadt.

„Ja", entgegnete der Beamte, „Gesuche von Auslandsdeutschen zwecks Heimreise werden angenommen."

Ich jubelte und war felsenfest überzeugt, dass das meine bewilligt würde — vielleicht morgen schon. Mein Herz bestimmte den Takt. War ich doch hier nichts als eine Last, ein unnützer Esser in einem verhungerten Lande, ohne Brot, ohne Heim und Bett.

Geburt ist Schicksal! Nie zuvor spürte ich es wie in jenen Minuten. Ich sah nur noch die Insel, sah Brot und Licht und Freiheit. Willig füllte ich die Formulare aus mit ihren paarmal hundert Fragen, die mir vom Lager her geläufig waren.

Doch heute beantwortete ich sie anders wie damals als braver, unbelasteter Soldat. Ich schrieb ohne Gewissen und so, wie es mir am nützlichsten erschien. Es stimmte nicht, beileibe nicht, warum auch? Was scherte es mich, dass da auf jedem Bogen stand: „Wer wissentlich falsche Eintragungen macht, wird von den Militärgerichten abgeurteilt!" Heiliger Bimbam! Hunderttausend Gefängnisse dürften nicht genügen, alle diejenigen einzusperren, die damals „wissentlich falsche Eintragungen" machten...

Zusammen mit einem Päckchen „Chesterfield" überreichte ich dem Beamten mein Gesuch. Er blinzelte zurück, und ich verliess das Zimmer in dem Bewusstsein, dass der Beamte mein Ansuchen schnellstens weitergeben würde.

Mehrere Wochen hielt meine Geduld stand. Dann sprang ich wieder die hohen Stufen des Kreisamtes empor.

„Ja, so schnell geht das nicht", meinte der Chesterfield-Beamte. Von Kiel wäre das Gesuch bereits weitergeleitet, das hätte man ihm mitgeteilt. Der vorläufige Entscheid, ein „Ja" oder „Nein", wäre noch nicht zurück. Zur endgültigen Stellungnahme ginge das Gesuch dann über London an die „Alliierte Kommission" nach Berlin, und die, — ja, die hätten eine lange Leitung.

Mir schwindelte. „Fehlt nur noch der Ariernachweis!" dachte ich und fuhr entrüstet heim.

Unterwegs hörte ich von einem Ausländer-Sammellager der UNRRA in Süddeutschland. Klar, dass ich sofort eine spanische Mutter hatte, und schon in der nächsten Nacht stahl ich mich auf dem Anhänger eines Lastzuges hinüber in die Amerikanische Zone.

Und wieder Fragebogen und Verhöre — endlos. Nach langem Hin und Her wurde ich aufgenommen. Wochen vergingen — Monate. Ein erbarmungsloser Sommer dörrte das Land. Unaufhörlich schrie das Vieh vor Durst und Hunger auf den verbrannten Weiden. Wenn doch die Menschen auch so schreien wollten vor Hunger und Not, ob dann Hilfe käme? Keine Nachricht aus Berlin, kein Abtransport von Lagerinsassen. „Erst kommen die spanischen Staatsangehörigen an die Reihe", hiess es, „dann die ‚Milchkaffee-Leute'!" So nannte man uns Kinder aus Mischehen. Aber wann denn endlich . . . wann...?

Ich hielt es nicht mehr aus. Meine Ungeduld jagte mich zurück nach Norden, schwarz, im überfüllten Güterwagen. Wieder nahm mich der Freund auf. Aus dem Lager „mitgebrachte" Fettrationen leiteten neue Geschäfte ein. Zwischendurch ein vergeblicher Besuch im Kreisamt.

So kam ich herunter, immer mehr. Nichts schien zu glükken. Wartenmüssen! Dieses ewige Wartenmüssen! Gott im Himmel! Ich kam mir vor, als sässe ich im überfüllten Viehwagen eines Zuges, der auf freier Strecke liegen geblieben ist.

Wieder und wieder ging ich aufs Kreisamt. Endlich war Antwort da.

„Es tut mir leid", sagte der Beamte mit bitter süsser Miene und überreichte mir das Schreiben des Alliierten Kontrollrates.

Ich riss den Umschlag auf, meine Hand zitterte.

„Abgelehnt!" las ich, ein einziges, kleines Wort ohne

Kommentar: „Abgelehnt!" Weiter nichts. Und um mir das zu sagen, liess man mich fünf Monate hoffen und warten? „Vae victis!" Wehe den Besiegten!

Der Beamte zuckte bedauernd mit den Achseln, und der englische Hauptmann, der ihm gegenübersass und der mich von meinen wiederholten Besuchen kannte, sagte trocken: „Sie hätten zu Hause bleiben sollen, junger Mann!"

„Zu Hause bleiben sollen?" Feindselig sprangen ihn meine Augen an. Meine Erregung brauchte ein Ventil.

„Sagen Sie, Captain", entgegnete ich scharf, „und wenn Sie 39 im tiefsten Dschungel in Sicherheit gesessen hätten, wären Sie dort geblieben und hätten Ihr Vaterland im Stich gelassen?"

Wütend zerriss ich das Papier in meinen Händen und warf es zu Boden. „Und wenn mein Gesuch tausendmal abgelehnt ist, ich fahre schwarz und heute noch!" rief ich und wandte mich brüsk ab.

Da fühlte ich eine schwere Hand auf meiner Schulter: „Gute Reise, Misters Sievers, and all the best!"

Spontan wandte ich mich um und ergriff die dargebotene Rechte. Die Augen des Engländers strahlten mich an, Augen eines Soldaten, der auf andere Gesetze schwor als die, die Wahnsinn und Hass geschrieben.

Die wenigen Vorbereitungen waren schnell getroffen. Der Freund schenkte mir seinen kleinen Handkoffer. „Für die Städte jenseits der Grenze", meinte er vorsorglich, „dort kennt man keine Rucksäcke." Auch einen Hut gebrauchte ich, mit breitem Rand wegen meines Blondhaares und meiner sechs Fuss Länge. Immer noch wurden Kopfgelder bezahlt für aufgegriffene Deutsche.

Er war ein heller Junge, der Freund, und aus italienischer Gefangenschaft entflohen.

Den Rest meines Hab und Gutes setzte ich in amerikanische Zigaretten um. Sie waren meine Devisen, waren Bar-

geld und Lebensmittel und damit der Schlüssel, der zu allen Türen passte. Mein Gepäck? Rasierzeug, etwas Wäsche, einen wollenen Militärsweater, Proviant für ein paar Tage, ein gutes Messer: das war alles!

Den verschlissenen Regenmantel über den Rucksack geschlagen, kam ich am Abend in Altona an. Ein Chesterfield-Beamter am Schalter verkaufte mir den Fahrschein ohne Ausweis bis an die Zonengrenze. Es regnete, nein, es goss! Schulter an Schulter standen wir aneinandergedrückt, pudelnass auf unbedachtem Bahnsteig. Ein Schrei der Erlösung ging durch die Menge, als der Zug heranbrauste, und einem tausendköpfigen Ungeheuer gleich stürzte sie sich auf Türen und Fenster. Im Nu waren selbst die Bremskästen zum Bersten voll. Wie Trauben hingen die Unglücklichen im strömenden Regen an Treppen, Geländern und Handgriffen, lagen fläch auf den Dächern der Wagen, hielten sich verkrampft an den Händen.

Ich hatte einen Stehplatz in dem mit Kisten und Kasten verrammelten Gang am Fenster erwischt, eingekeilt zwischen regentriefenden Menschen. Umfallen konnte ich nicht.

Zwei Stunden, drei Stunden, vier Stunden... endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Langsam glitten zerfallene Häuserreihen an mir vorüber; Ruinen, nichts als Ruinen, totes Grauen, das im strömenden Regen zum lebendigen Grauen zu erwachen schien. Fort, nur fort aus diesem Land des Elends!

Meine Fäuste ballten sich, komme, was komme! Zurück...? Nie!

War nicht dieses krampfhafte Stehen in dumpfer, dunk-

ler Enge, Körper an Körper gespresst, symbolisch für die ganze Not der Heimat? Nein! Dieser Elendszug hatte wenigstens ein Ziel, das Land keins!

Gegen vier Uhr begann es zu dämmern, der Regen hatte nachgelassen, Gesichter und Konturen schälten sich bleich aus dem Dunkel. Ein Nachbar bat mich um Feuer. So kamen wir ins Gespräch. Er war ein grosser, hagerer Mann, wohl doppelt so alt wie ich. Ein Gesicht voller Kanten und Falten, nur Knochen, Augen und Haut. Das Dominierende aber waren die Augen; tief, seltsam ergreifend, als sähen sie unverwandt auf schwarze Särge. Ich fühlte, dass ich diesem Mann vertrauen konnte und erschloss mich ihm. Er riet mir, in die russische Zone zu fahren, zwei, drei Wochen in einer von den Russen lizenzierten Fabrik zu arbeiten und mir das Arbeitsbuch mit sowjetischer Unterschrift und Stempel aushändigen zu lassen.

„Und was soll ich damit anfangen?"

Der Fremde lächelte: „Das ist es ja gerade! Niemand weiss etwas damit anzufangen, weil ausserhalb Russlands nur sehr wenige Menschen russisch verstehen, auch das „Rote Kreuz" im Ausland nicht."

Einen Augenblick staunte ich ihn gross an, dann war ich im Bilde. „Aha!" lachte ich zurück, „ich weiss, was Sie meinen! Ein wertvolles Dokument, das einem jenseits der Grenze als Flüchtlingsausweis dienen kann!"

„Sie sind richtig, mein Junge", er schlug mir väterlich auf die Schultern, „um Sie ist mir nicht bange. Der Sohn eines Freundes türmte auf diese Weise. Er erhielt in Italien ohne weiteres den Rote-Kreuz-Pass und ist heute in Südamerika."

Ich fühlte, wie mir dieser Gedanke ins Blut ging, und nach einem kurzen Schweigen fragte ich ihn: „Wollen Sie auch über die Grüne Grenze?"

Er nickte.

„Um zu arbeiten?"

Die Augen des Mannes liessen mich loss und wanderten an mir vorüber in die morgendlich erstehende Ferne. Das fahle, durchrötete Licht machte sein Gesicht noch kantiger. „Ich hole meinen Sohn", erwiderte er tonlos.

Mit knappen Worten erzählte er mir sein Schicksal, mit Worten, die klangen wie eine Geige in Moll, die von seinem Herzblut gezupft wurde. Alle seine Kinder hatte ihm der Krieg genommen, vier prächtige Jungen, so stark wie Eichen, und die Frau, die in einem hamburger Massengrab lag, den Jüngsten im Arm. Der zweite Sohn war kurz vor Kriegsende in der Nähe von Fürstenwalde bei einem Scharmützel gefallen. Ein Studienkamerad, Ingenieur in einer russisch lizenzierten Wagenfabrik, hatte Kenntnis von der Grabstätte erhalten.

„Ingenieur in einer russisch lizenzierten Fabrik in Fürstenwalde?" Ich horchte auf. Es kam mir im Augenblick gar nicht zum Bewusstsein, wie eigensüchtig mich die letzten Jahre gemacht hatten. Kaum, dass mir der Jammer dieses bedauernswerten Vaters zu Herzen ging. Waren mir nicht tausend ähnliche Schicksale auf Schritt und Tritt begegnet? Fordern brach eigene Not und schmiedete bereits ihre Pläne.

„Hat Ihr Freund Befugnis, Arbeiter einzustellen?" fragte ich ihn unvermittelt.

„Was sind Sie von Beruf?" lautete seine Gegenfrage.

„Der Ausbruch des Krieges überraschte mich als Werkstudent", antwortete ich kleinlaut, fügte dann aber etwas kühner hinzu: „Von Mechanik verstehe ich allerlei."

„Das genügt!" meinte er und drückte mir die Hand, „auf gut Glück, Kamerad!"

Kurz vor Eichstädt verliessen wir den Zug, und der Spätnachmittag sah uns bereits an der Grenze. Ein Flüsschen sperrte den Weg. Nirgends ein Steg! Suchend streiften unsere Augen das Ufer ab.

Da trat jenseits hinter einem Busch ein Rotarmist hervor. Er deutete mit der Hand auf ein kleines Wäldchen zur Rechten: „Dort gutterr Weg!" rief er uns in gebrochenem Deutsch zu.

Einen Augenblick standen wir da wie ertappte Spitzbuben. Eine Falle? Wir glaubten dem rotbäckigen Jungen nicht im Traum, aber nachschauen kostete ja nichts. Vorsichtig tappten wir auf das Wäldchen zu und richtig: da war eine kleine Brücke.

Ein schneller Blick zu dem Soldaten hin. Er stand teilnahmslos auf sein Gewehr gelehnt und sang. Da eilten wir hinüber, der dichte Buschknick gewährte guten Schutz.

Am nächsten Mittag wanderten wir durch den Tiergarten, der, einst jeden Berliners Stolz und Freude, heute — eine Wüste war. Der Abend sah uns bereits in Fürstenwalde. Herzlich wurden wir von dem Ingenieur aufgenommen.

Während mein Reisegefährte das Grab seines Sohnes suchte, arbeitete ich in der Wagenfabrik, und schon nach fünf Tagen händigte man mir den Betriebsausweis und die Zonenkarte aus. Immer noch hatte mein Kamerad das Grab seines Sohnes nicht gefunden, und der Ingenieur wagte nicht, zu helfen: Es waren jene furchtbaren Monate zwangsweiser Abtransporte deutscher Fachleute.

Ich selbst durfte nicht eine Minute fehlen. Strengste Disziplin herrschte im Betrieb. Die Behandlung war korrekt, aber nicht der geringste Handschlag entging den aufmerksamen Augen des Herrn Kommissars.

„Bitte austreten zu dürfen!"

„Ihre Karte!"

„Vier Minuten, bitte!"

„Was...? Zum zweiten Male heute morgen...? Sie sind krank. Stellen Sie sich dem Betriebsarzt zur Untersuchung. Sonst...!" Es wurde nicht lange gefackelt.

Mittags assen wir alle an gemeinsamer Tafel: Kommissare, Direktoren, Ingenieure, Meister und Arbeiter. Das Eintopfgericht war kräftig und schmackhaft, das Brot ohne Tadel. Wie gesagt, es ging korrekt zu, aber ohne Wärme. Wer werkte und schaffte, hatte keinen Grund zu klagen.

Nach weiteren fünf Tagen hatte der Vater das Soldatengrab seines Sohnes zwei Wegstunden entfernt in der Nähe eines kleinen Dorfes gefunden. Jetzt brauchte er Hilfe. Ein kurzer Urlaub, den ich unter dem Vorwande ansuchte, meine Familie aus dem kapitalistischen Westen herüberzuholen, wurde mir bewilligt. Wir schaufelten um die Wette. Noch heute bewundere ich die seelische Stärke meines Reisegefährten. Unter halbverwesenden, stinkenden Leichen, über- und nebeneinander, suchte er unermüdlich. Endlich hielt er die Kennmarke in der zitternden Hand. Wie im Bann richtete er sich auf und zog den Hut. Tränenlos starrten die tiefgründigen Augen auf den Kadaver zu seinen Füssen, kein Vaterunser kam über die bleichen Lippen. Nur sein Atem, lang, tief und schwer, klagte leise in das Rauschen der Eichen, die den Gräbern der jungen Helden Schatten spendeten.

Für ein Päckchen Zigaretten zimmerte der Schreiner des Dorfes noch am selben Tag den schmucklosen Sarg, stark und doppelt verkittet. Früh legten wir uns schlafen: der Vater auf die Hobelbank und ich mich auf einen Haufen Spähne in der Ecke. Zwischen uns stand der Sarg mit dem Toten.

Die schmökernde Talgfunzel war eben verlöscht, da klopfte es hart an die Tür. Erschreckt fuhren wir zusammen und sprangen in die Höhe.

„Machen Sie auf!" vernahmen wir die klägliche Stimme des Schreiners, „die...", was weiter kam, verschluckte eine andere Stimme, eine fremde, laute, mit russischem Akzent.

Wir starrten uns an: „Verflucht! Sollte...'' Erst gestern waren zwei Handwerker gewaltsam verschleppt worden. Mein Begleiter war Techniker, Spezialist im Brückenbau. Mit zitternder Hand schob er den Riegel zurück.

Ein starkgliedriger Russe in ordengeschmückter Uniform trat über die Schwelle, hinter ihm der Schreiner, kreidebleich mit schlotternden Knien.

„Unterleutnant Tukulow, Ortskommandant'', stellte sich der Russe vor, warf einen schnellen Seitenblick auf mich und wandte sich dann an den Kameraden. Ich muss gestehen, einen Augenblick schwindelte es mir, unwillkürlich ballten sich meine Fäuste.

„Du Vater toter Soldat?'' fragte er.

Als mein Freund nickte, gab er ihm die schwielige Hand: „Ja, ja!'', Bedauern schwang in seiner Stimme, „Krieg nix gut!'' Aufseufzend setzte er sich auf den Sarg und nötigte uns, neben ihm Platz zu nehmen. Aus der Tasche zog er umständlich eine dickbauchige Flasche, der Tischler musste Gläser holen, und dann tranken wir zu viert einen Wodka nach dem anderen und feierten deutsch-russische Verbrüderung, auf der Totenlade des deutschen Soldaten, aus der trotz doppelter Verkittung der penetrante Geruch der verwesenden Leiche drang.

„Krieg nix gut!'' Bei jedem Wodka versicherte es uns der Russe aufs neue. „Väterchen Stalin kein Feind Deutschlands. Nein! Deutschland und Russland müssen liquidieren verfaulten Westen kapitalistischen! Dann alle Menschen gute Kommunisten und glücklich, ewig Frieden und keinen toten Soldat mehr im schwarzen Kasten. Krieg nix gut!'' Dabei sah er uns wichtig an, seine grossen hellen Russenaugen leuchteten... ja, der Unterleutnant Tukulow glaubte, was er sagte.

Um Mitternacht gab es einen rührseligen Abschied, und in aller Herrgottsfrühe stand das Gefährt des Ortskommandanten vor der Tür der Werkstatt, wie er es uns versprochen

hatte. Zwei Iwans halfen den Sarg aufladen und brachten uns mit unserer traurigen Fracht zum Bahnhof.

In Berlin erwarteten uns Familienangehörige meines Kameraden mit einem Lastwagen, und noch am selben Nachmittag bestatteten wir gemeinsam den jungen Soldaten in der Gruft eines bekannten Admirals des ersten Weltkrieges, der ein Grossvater des Toten gewesen war.

Unter dem zerbrochenen Friedhofstor nahmen wir Abschied.

Dort, wo sich einst die schmucke Friedrichstrasse schnurgerade zum Belle Alliance Platz zog, — heute ein Ruinenfeld —, befand sich inmitten von Trümmern der „Schwarze Markt", auf dem ich meinen Reiseproviant erneuerte. Und ehe noch die Dämmerung Schilder und Wegweiser verbergen konnte, hatte ich meine Reiseroute abgesteckt und zog wohlgemut gen Westen. Ueber mir spannte sternenfunkelnd der Himmel seinen Bogen in die Melancholie und Stille atmende Sommernacht. Aber war diese Stille nicht unheimlich, schwangen in ihr nicht Angst und bedrückende Rätsel? Kein Fahrzeug begegnete mir, geschweige denn ein Mensch. Die wenigen, unzerstörten Häuser am Strassenrand waren dicht verhangen und verrammelt — tot. Wie dunkle Rücken schlafender Riesentiere drohten in der Ferne vereinzelte Waldparzellen.

Gegen Mitternacht kroch ich in einen Heuschober und fiel gleich in traumlosen Schlaf, aus dem mich in der Frühe eine vorüberknatternde, sowjetische Panzerabteilung weckte. Nach einem Bad in dem nahen Tümpel rasierte ich mich sorgfältig, und, den Brotknust noch in der Hand, hatte ich schon wieder die Strasse unter den Sohlen.

Als die Sonne im Zenith stand, kochte ich auf einem Bauernhof ab. Grosse, stattliche Wirtschaftsgebäude standen da, — alle leer. Kein Pferd, kein Pflug, keine Egge. Einige kümmerliche Stück Hornvieh brüllte auf der Weide. Die wenigen Menschen grau, verängstigt und gebeugt.

Doch die Chesterfield versagten auch hier nicht. Letztes Erspartes wurde ausgekramt. Sogar ein Stück Fleisch kam zum Vorschein. Gott im Himmel, wie lange schon war ich unfreiwilliger Vegetarianer!

Nach dem Essen schlug ich mir den Rucksack mit neuem Mut auf den Rücken, und wieder war mir das Glück hold, denn kaum hatte ich den ersten Kilometerstein hinter mich gebracht, da holte mich ein Lastauto ein, und frischfröhlich kletterte ich in das Fahrerhaus. Was machte es mir aus, dass seine Reiseroute südlicher ging als die, die ich geplant hatte! Wollte ich nicht nach dem Süden?

Eine ergreifende Fahrt durch uraltes, deutsches Land, das heute kein deutsches Land mehr war. „Wir müssen Europa nach dem Osten bringen, sonst kommt der Osten zu uns!" Irgendein deutscher Politiker hatte es einmal gesagt, und nun lag die Bestätigung seiner Worte vor meinen Augen: verödete Felder... Unkraut... Disteln... Brennesseln... soweit man schauen konnte. Beginnende Steppe? Die Vorhut Asiens? Strassenkreuzungen mit kyrillischen Schriftzügen, überall Sowjetsterne, Sichel und Hammer...

Was sagt ihr dazu, ihr Neunmalweisen? In Westeuropa hungern die Menschen, sie haben sich zusammengedrängt auf dem schmalen Dach eines wackligen Hauses wie Ueberlebende bei einer Ueberschwemmung. Rings um sie flutet reissendes Wasser. Hier aber ist Land, ist Weite, ist Arbeit für hunderttausend Pflüge, ist eine Kornkammer für halb Europa. Hat man sie Asien geschenkt?

Dann durchfuhren wir polnisches Gebiet. Aeusserste Vorsicht war geboten. Die Felder blickten noch öder. Fast schien

es, als hätten die neuen Herren die Disteln unter Kultur genommen. Kreisrund und wie Wagenräder so gross standen sie dicht auf den Aeckern. Kaum passierbar waren die Strassen.

An einer Kreuzung begegnete uns eine Schar verwahrloster, in Lumpen gehüllter Gestalten. Ich schrak zusammen. Hatte ich je im Leben solch' Fähnlein Unglück gesehen! Ausgemergelt, nur noch Haut und Knochen, mit Gesichtern wie Tote schleppten sie sich mühsam vorwärts. „Deutsche, Kriegsgefangene, die zur Arbeit getrieben werden!" flüsterte mein Nebenmann lakonisch und gab Vollgas.

Im Abenddämmern kamen die sparsamen Lichter einer grösseren Ortschaft in Sicht. „Hier musst du absteigen", sagte der Fahrer, „und da hast du noch eine Adresse an der Zonengrenze." Er kritzelte etwas auf ein Papier. Ein kurzer Händedruck und wieder stand ich allein auf weiter Flur.

Nachdem ich den Ort umgangen hatte und noch eine gute Wegstunde nach Westen gewandert war, erreichte ich ohne Zwischenfall das Grenzdorf. Es war kaum neun Uhr vorbei, und trotz des lauen, schmeichelnden Sommerabends lag die Ortschaft wie ausgestorben: keine Sterbensseele auf der Strasse, Türen und Fenster dicht verrammelt, kein Muhen einer Kuh...

Bald hatte ich das mir von dem Schofför bezeichnete Haus gefunden, aber es dauerte lange, bis auf mein Klopfen eine ängstliche Hand den Riegel von innen hob.

Dann sass ich mit der eng aneinander hockenden Familie im dunklen Raum, und sie erzählten mir von ihrer Not. Der Vater war in einem polnischen KZ elend ums Leben gekommen, die einzige Tochter wurde von einer Horde Mongolen vergewaltigt. Jetzt lag sie mit sibirischer Syphilis darnieder und die Spirochaeten frassen sie bei lebendigem Leibe. Wo hörte man anderes im weiten Vaterlande? Konnte ich den Aermsten helfen? Trösteten sie meine mitfühlenden Worte...?

Noch in derselben Stunde brach ich auf. Der siebzehnjährige Sohn brachte mich an eine schmale Furt des Flusses, der gleichzeitig Zonengrenze war. Zum Dank drückte ich ihm zehn Chesterfield in die Hand. Freudig flammte sein Blick auf, sie sollten ihm ein paar Stiefel bringen für den nächsten Winter; seine Füsse steckten in Lumpen. Er reichte mir die Hand zum Abschied: „Komm gut hinüber!"

Da zerriss ein peitschender Schuss die Stille. Jemand schrie: „Stoj, stoj... kto tam!" Und wieder Schüsse aus einer Maschinenpistole.

Ich warf mich ins Gras und hatte im selben Augenblick mein Messer in der Hand. Wenn schon... dann! Neben mir fiel ein Körper wie ein Stein nieder: der Junge aus dem Dorfe. „Schnell, schnell!" flüsterte er, „weiter unten haben sie einen erwischt. Mach', dass du hinüber kommst!"

Mit Gedankenschnelle riss ich mir das Zeug vom Leibe, stopfte alles in den Rucksack, dann auf den Kopf damit, den Leibgurt als Schnalle. „Auf Wiedersehen in einer freien Welt, meine Adresse hast du ja!" Und schon liess ich mich in den Fluss gleiten.

In jener Nacht spendete mir ein frisch gemähter Grasanger eine duftende Ruhestätte, bis ich von dem lustigen Gezwitscher eines Rotkehlchens erwachte. „Ein gutes Vorzeichen!" dachte ich und lauschte beglückt dem kleinen, gefiederten Sänger, fast beneidete ich ihn. „Sehet die Vöglein auf dem Felde, sie säen nicht, sie ernten nicht...!" Ach, lieber, guter Herrgott, wirf mir keinen Knüppel zwischen die Beine, dann schaff' ich es!

Ich überlegte. Mein nächstes Ziel war München. Und

dann? Im Hafen von Genua drängten sich die Transatlanter. Wie kam ich dorthin? Ueber Oesterreich? Ratsamer erschien mir die Schweiz. Dort gab es keine fremden Soldaten. Und war das Land der Eidgenossen nicht das klassische Land der Freiheit?

Fröhlich sprang ich auf. Ja, und da warteten spanische Konsulate, warteten auf mich, denn in Spanien stand meine Wiege, und mein guter Vater hatte diesem schönen Lande dreissig Jahre unermüdlich seine wertvolle, geschulte Arbeitskraft geschenkt...

Bald traf ich auf Bauern, die mir den Weg zur nächsten Station wiesen, und am späten Abend traf mein Zug in München ein. Vom Himmel goss es in Strömen. Etwas unheimliches lag um diesen zerbombten Bahnhof. Fast völlige Finsternis. Menschen, dichtgedrängt, wogten hin und her. Es wurde gefeilscht, geschachert und gehandelt. Alle Sprachen drangen an mein Ohr, überwiegend östliche: polnisch, serbisch, rumänisch, jiddisch. War ich versehentlich auf dem Balkan gelandet? Nur hier und da ein deutsches Wort.

Schritt für Schritt zwängte ich mich zum Ausgang durch. Im fahlen Licht vereinzelter Strassenlampen bot sich meinen Augen das gewohnte Bild: Ruinen, ragende Mauerstümpfe, geknickte Eisenträger, die ihre gespenstischen Arme wie anklagend gegen den schwarz verhangenen Himmel streckten, verbogene Stahlgerüste, Totenfingern gleich, die entstellt in die Wolken griffen.

„Eine Lagerstatt für die Nacht?" Verlebte, lasterhafte Gesichter grinsten mir frech ins Gesicht: „Kommst du vom Mond?" Geld und gute Worte halfen nicht. Sogar die Chesterfield versagten.

Da schlich ich zurück in den Bahnhof. Ein alter, ausrangierter Güterzug war von der Verwaltung zur Uebernachtung freigegeben. Wie Vieh lagen die Menschen am Boden. Stockfinster war es, keiner sah den anderen, aber er fühlte ihn um

so eindringlicher. Nach langem Suchen ertastete ich mir einen Platz, streckte mich aus, den Rucksack unter dem Kopf, die Brieftasche in der Hose zwischen die Oberschenkel geklemmt. So lag ich die ganze Nacht und wagte kein Auge zuzutun.

Ein Liter kochendheisser Kaffeersatz brachte mich am Morgen wieder auf die Höhe. Dazu verzehrte ich das letzte Stück saftigen, russischen Komissbrotes. Dann löste ich mir eine Fahrkarte nach Freiburg.

Bis zum Abgang des Zuges blieben mir volle drei Stunden. Was sollte ich mit der Zeit anfangen? Ruinen besichtigen? So schlenderte ich vor dem Bahnhof auf und ab und beobachtete das Strassenleben. Elektrische Bahnen, überfüllt und behangen wie platzende Fruchttüten... elegante Luxuswagen mit amerikanischen Militärs... ausgemergelte Frauen und Kinder, die aus armseligen Baracken zwischen Schutthaufen hervorkrochen... blonde, blutjunge Mädchen am Arm von Negersoldaten...

Vor dem Eingang eines Kaufhauses blieb ich eine Weile stehen, während diese Bilder an meinem Auge vorüberrollten. „Armes Deutschland — armes Europa!" dachte ich, „wann wird die Stunde deiner Erlösung schlagen?"

Da gewahrte ich ein seltsames Paar. Sie, ein altes, gebeugtes Mütterchen, in Lumpen gehüllt. Er, ein einbeiniger, hochgewachsener, junger Mann auf Krücken, den verschlissenen Soldatenmantel um die abgemagerten Schultern gehängt. Das Mütterchen, immer einen Schritt voraus, hielt krampfhaft den Aermel des Mannes und zog ihn hinter sich her wie ein kleines Kind, das seinen grossen Teddybären spazieren führt.

Neben dem Eingang zum Kaufhaus blieben sie stehen. Das Mütterchen hockte sich vor dem Krüppel auf den Boden, legte die umgekehrte Soldatenmütze auf ihren Schoss und richtete stumm die flehenden Augen, in denen eine Welt voll Schmerz stand, auf die achtlos Vorübergehenden.

Nun erst sah ich das Gesicht des jungen Mannes. Das

Schicksal hatte mich über alle traurigen Stufen dieses entsetzlichen Golgathas Europas geschleift, nichts war meinen Augen, meinen Ohren, meiner Seele fremd geblieben. Aber das...? Ich schauderte. Unter einer schönen, wie gemeisselten Stirn zuckten grauenvoll zwei ausgebrannte Augenhöhlen, die Nase war verstümmelt, kreuz und quer liefen Narben von Messerschnitten über das Gesicht, zahnlos gähnte der Mund. Die rechte Hand umkrampfte die Krücke, die linke war fingerlos. Nur eine helle Stirnlocke wehte wie ein Banner einstiger Schönheit über den Trümmern dieses menschlichen Wracks.

Scham stieg in mir hoch. Nein, niemals in meinem Leben mehr wollte ich mit dem Schicksal hadern! War ich nicht reich, frei, unbeschwert, ein Gott im Vollbesitz seiner Kräfte, neben diesem unglücklichen Opfer einer wahnsinnigen, aus den Fugen geratenen Welt, nach dem sich kein Kopf wandte?

Etwas in mir zwang mich, zu ihm hinzutreten und seine fingerlose Hand zu drücken. Dabei schob ich ihm ein Päckchen Chesterfield in die Tasche. „Nimm, Kamerad!" hauchte ich, kaum meiner Stimme fähig, „du rauchst doch gewiss gern."

Eine ganze Weile blieb der Mann stumm, dann stotterte er: „Dank dir, Kamerad! Rauchen ist der letzte Genuss, der meinem Leben verblieb. Und dann habe ich noch eine gute Mutter. Sie floh vor den Russen, die auch Achtzigjährige nicht schonten."

Ich warf einen Blick auf die alte Frau zu meinen Füssen, die sich verstohlen eine Träne aus den Augen wischte.

„Und wo hat es dich so arg erwischt?" fragte ich den Invaliden, nur, um etwas zu sagen.

Ein Seufzer entrang sich der Brust des Blinden. „Ja, so war es", entgegnete er langsam, als suche er nach Worten, „ich lag beinamputiert in einem Lazarett in den Vogesen. Unsere Truppen mussten zurück. Da stürmte der Mob das Gebäude — wir waren Waffen-SS und..."

„Und..."? Ich starrte entsetzt in die leeren Augenhöhlen.

„Ach, Kamerad, frag' nicht weiter", kam es tonlos aus dem zahnlosen Munde, „es ist so viel Hass in dieser unglücklichen Welt."

Noch einmal drückte ich wortlos die verstümmelte Hand des Soldaten und schlich mich erschüttert davon.

Bei strahlendem Sonnenschein stampfte der zum Brechen volle Zug in die Landschaft hinaus.

Ich weiss heute noch nicht, wie es kam, aber auf einmal waren wir alle eine grosse Familie, das ganze Vierter-Klasse-Abteil im vorletzten Wagen. Der eine hatte dies, der andere das, und Sehnsucht nach Freude hatten wir alle. Es wurde gescherzt und gelacht. Irgendjemand stimmte ein Lied an: „Heut' woll'n wir lustig sein, morgen, ach morgen..." und die anderen fielen ein. Trug nicht ein jeder von uns seine Zukunft im Rucksack?

„Amor fati!" rief eine junge Medizinstudentin mir zu, „Liebe dein Schicksal!" Haben wir denn eine andere Wahl, wir, die übrig gebliebene Jugend dieses furchtbarsten aller Kriege?

Hinter Ludwigsburg passierten wir den „Hohenasperg". Jeder versuchte einen Blick von dieser auf ragendem Felsen vor vier Jahrhunderten erbauten Schutz- und Trutzburg Ludwigs von Württemberg zu erhaschen, von jener Feste, die später als Strafanstalt und in jüngster Zeit als Konzentrationslager diente. Hier trat Jud Süss den Weg zum Galgen an, verzehrte sich der Dichter Schubart nach Freiheit und Gerechtigkeit. Und die Linde im Burghof, einst Wahrzeichen des Friedens und der Versöhnung, hörte die Todesschreie und

letzten Seufzer von mehr als neunhundert Menschen, die an ihren Aesten erhängt wurden.

Heute flattert fremd auf dem grauen Turm der Feste das Sternenbanner, heute schmachten hinter ihren dicken Mauern tausend Auslandsdeutsche, die als politisch Verdächtige von den Alliierten „heimgeführt" wurden.

Lange sah ich hinüber. Irgendetwas bann meinen Blick auf jene alten Gemäuer, und ein spanisches Sprichwort kam mir in den Sinn: „Los mismos perros con otros collares!" Dieselben Hunde, nur andere Halsbänder! Eine neue Losung mit demselben Ergebnis: Menschen hinter Stacheldraht, Menschen, die leiden...

Gegen zehn Uhr abends sauste der Zug vor einer kleinen, verlorenen Station auf einen falsch rangierten Güterwagen. Vorn gab's ein paar Tote, wir dahinten, die Bagage, kamen mit einem blauen Auge davon.

Fünf Stunden Aufenhalt! Fünf herrliche Stunden einer lauen Mondnacht an einem entzückenden Waldsee. Wieder holte der eine das hervor, der andere jenes; auch Schnaps gab's, starken, stinkenden, aus Rüben.

Auf einmal hatte einer eine Badehose in der Hand. Die junge Berlinerin wusste sofort Rat. Wann ist ein Berliner Mädel um den rechten Einfall verlegen? „Angetreten, abgezählt!" kommandierte sie: „eins, zwei, drei..." Wir waren siebenundzwanzig. „Nummer eins Badehose an! Hinein! Hübsch unter Wasser bleiben. Heraus! Badehose aus! Her damit! Der nächste!"

Aber dann hörte niemand mehr auf das Kommando. Mit einem Male waren wir alle im Wasser. Es wurde immer lustiger. Wer hat die Badehose an? Ein köstliches Spiel... unvergessliche Stunden... „Psychisches Vitamin", nannte es die Studentin, und sie musste es wissen, denn sie stand bereits im vierten Semester...

Eine grosse Freude war noch in mir, als ich in Freiburg

durch die ausradierten Häuserreihen marschierte. Vom Bahnhof bis hinunter zum Theater. Ruinen, nichts als Ruinen und Schutthaufen. Meine Augen schweiften suchend umher. Dann stand ich vor dem unbeschädigten Hause, das mich wie eine Oase in der Wüste anmutete. Hier wohnte Schwester Helene. Nicht die „Fromme", nein, die „Grosse". Nach meiner Verwundung hatte sie mich gepflegt, damals, als die Aerzte und meine zweiundzwanzig Jahre gemeinsam mit Freund Hein um mein Leben rangen.

Helene, die „Grosse", mass einen Meter zweiundachtzig, trug Schuhnummer dreiundvierzig, und ihre Hände konnten einen Vollmatrosen mit Neid erfüllen. Aber das Herz, das unter ihrer breiten, männlich gewölbten Brust schlug, war aus purem Golde. Sie sprach fliessend französisch und fungierte derzeit als erste Dolmetscherin in der Kommandantur. „Eine einnehmende Tätigkeit", wie sie lachend sagte, und schon stand Bohnenkaffee auf dem Tisch und Kognak zur Feier des unverhofften, glücklichen Wiedersehns.

„Nach Hause auf deine Sonneninsel also willst du?" sagte sie, als ich ihr berichtet, was mich hergeführt hatte und blickte eine Weile sinnend durchs Fenster auf die grauen Ruinen, um die der Staub der Schutthaufen wehte. Dann begann sie von sich zu erzählen. „Beinahe wäre es schief gegangen", gestand sie und blies den Rauch der Zigarette lang und tief aus den Lungen, „Kirgisen hatten uns umstellt. Schon erschütterten die Schreie der ersten Vergewaltigten die Luft. Schüsse hier, Schüsse dort. Da riss ich einem toten SS-Mann die Pistole aus den verkrampften Händen und legte den Asiaten um, der gerade zum Fenster hereinkletterte. Dann schlug ich mich zu den Kameraden des letzten Widerstandsnestes durch. Mit ihnen zusammen gelang es mir, zu entkommen..."

Am nächsten Mittag zog ich mit Adressen versehen und einem gehörigen Kater gen Basel. Verdeckt stand ich dort hinter einem Grenzpfahl und lugte hinüber in die sauber gepflegten Strassen wie ein armes Bettlerkind durch die spiegelnden Scheiben eines Schaufensters, hinter denen sich märchenhafte Süssigkeiten türmen. Eine Stadt im Frieden, eine Oase am Rand der Wüste Deutschland!

Mein Herz begann zu hämmern. So hatten hier, und überall entlang der Grenze, Jahre hindurch darbende und verzweifelte Menschen voller Sehnsucht hinübergeschaut in ein unfassbares Paradies, und schon drängte sich mir ein Gedanke auf, der mich schaudern machte: Werden auch die Russen sich mit einem friedlichen Hinüberschauen begnügen, wenn das Schicksal sie eines Tages an diese Grenzpfähle führen sollte? Oder werden sie hinüber springen zu den überfüllten Schaufenstern und den schönen gepflegten Frauen?

Zwei französische Feldgendarme der Besatzungsarmee führten einen gefesselten Grenzgänger an mir vorüber, ganz in der Nähe. Gewehre rechts, Gewehre links, ein armer Teufel in der Mitte! Wollte mich das Schicksal warnen...?

Ich wandte mich ab und beschloss, eine der Adressen aufzusuchen, die mir Schwester Helene mitgegeben hatte, und ehe es Abend wurde, öffnete sich mir die Tür eines kleinen, am Waldrand gelegenen Forsthauses in der Nähe Lörrachs. Der Förster, ein stattlicher, bärtiger Mann mit ostpreussischem Akzent nahm mich wie einen Bruder auf. Das ermutigte mich und ohne Umschweife rückte ich mit meinem Anliegen heraus.

Verlegen sah er an mir vorbei: „Männchen, so einfach ist das nicht, ich bin Beamter!" Er machte eine Pause und fuhr dann langsam, fast schüchtern fort: „Ich bin Flüchtling und kam hierher mit dem, was ich auf dem Leibe trage. Meine Familie ist gross, das Leben unerschwinglich teuer..."

„Warum redet er so lange um den Brei herum?" dachte ich und schob ihm mein letztes Paket Chesterfield über den

Tisch. Verlegen, mit einer scheuen, ungelenken Bewegung steckte er es in die Tasche, der brave, ehrliche, deutsche Hornochse...

In aller Herrgottsfrühe begleitete mich der Förster bis an die Grenze und zeigte mir den Weg.

Hinter einem Knick schlich ich mich behutsam vorwärts, und schon peilte die riesige Eiche, die eben aus den verflatternden Morgennebeln trat, mit der Kirchturmspitze des schweizer Dörfchens. Hier musste der Weg überquert werden...

Vorsichtig bog ich die Zweige des Haselnusstrauches, der mich gegen die Sicht von drüben deckte, zur Seite. Ein Blick nach rechts, nach links, und mit einem Satz war ich hinüber.

Da bogen zwei uniformierte Radfahrer um die Ecke, und schon jagte ich zurück hinter den Busch. Zu spät! Sie hatten mich bereits gesehen. Und diesmal war ich der „arme Teufel in der Mitten", der „Gewehre rechts, Gewehre links" abgeführt wurde.

„Aus!" dachte ich verzweifelt. Drei Monate in dem berüchtigten KZ von Singen waren mir sicher, und wenn es das Unglück, besser gesagt der Lagerkommandant wollte, auch noch ein halbes Jahr als Sklave in einem französischen Bergwerk!

Wider Erwarten brachte mich das Polizeiauto nach Freiburg zurück. Dumpf fiel das Gefängnistor hinter mir ins Schloss. Vierundzwanzig Stunden lang sass ich in der finsteren Zelle, ohne Wasser, ohne Brot und ohne Gelegenheit, meiner Notdurft zu genügen.

Das erste Verhör bestand aus einer fürchterlichen Tracht Prügel mit einer Hundepeitsche. Ich werde diese Hiebe nie vergessen, es war die erste und hoffentlich die letzte meines Lebens. Dann warf man mich in eine andere Zelle, eine mit Licht, und zweimal am Tage gab es Wasser und Brot und

einen Teller Suppe, was man im Gefängnis so Suppe nennt. Aber vielleicht war es besser als in Singen...

Eine Woche verging. Niemand schien sich um mich zu kümmern. Da gelang es mir im Gefängnishof, wo wir täglich eine halbe Stunde Frischluft tankten, einem Kameraden, der entlassen wurde, ein Lebenszeichen an Schwester Helene mitzugeben. Der Erfolg glich einer Bombe! Vierundzwanzig Stunden später stand ich vor meiner Befreierin.

Ein seliger Abend folgte mit viel Kognac, starkem Bohnenkaffee und tausend Schwüren. Und noch heute glaube ich, dass es mir gelingen wird, Helene, die „Grosse", eines Tages zu mir über den Atlantik zu locken, so wie sie ist, mit ihrer Schuhnummer dreiundvierzig, den Händen eines Vollmatrosen und ihrem goldenen Herzen.

Mein nächstes Reiseziel war Konstanz. Schwester Helene bezahlte die Fahrkarte und bekräftigte ihr „Glückliche Reise!" mit einem Päckchen Chesterfield.

Wieder schlichen die Stunden träge dahin in dem heissen, überfüllten Wagen, unter Menschen, die mit sich und der Welt entzweit, verbissen das Joch ihres zertrampelten Daseins trugen. Aber das Glück war mir hold. Unterwegs erwischte ich einen Sitzplatz neben einer jungen Dame, die vom ersten Augenblick an den Schlag meines Herzens beschwingte. In ihrem schmalen, klassisch schönen Gesicht standen grosse, dunkle Augen voller Sehnsucht und Tiefe. Man sah ihr sofort das Kind des Südens an. Hals, Busen und Schultern schienen aus dem Gemälde eines levantinischen Meisters herausgeschnitten. Nur die festgeschlossenen, weder schmalen noch vollen Lippen standen in seltsamem Widerspruch zu dieser

weichen Ebenmässigkeit. Wie ein Zug bitteren Leids, der ihren Willen geschult und gehärtet hatte, lag es um sie.

Seltsam erregt ertappte ich mich immer wieder, wie mein Blick ihr Antlitz suchte, wie er an ihren Augen, dem schwarzen, natürlich gelockten Haar, den Händen, die den Stempel von Seelentiefe trugen, und ihren schlanken Fingern hängen blieb, die ein Saphirring von seltenem Dunkelblau verschönte. Immer wieder umkreisten meine Gedanken die schöne Frau in dem grauen, ein wenig abgetragenen Reisekostüm, das an manchen Stellen ausgebessert war und mich an die leichte Hand jener begnadeten Schneider meiner südlichen Heimat erinnerte. Sollte sie...?

Fast unbewusst entschlüpfte mir das Wort „Señora!"

„Caballero!" lachte sie. Es klang wie süsser Glockenschlag an einem neapolitanischen Frühlingsmorgen. Ja, Novalis hatte recht. Spanisch ist die Perle aller Sprachen. Wie lange klangen ihre sonoren Laute nicht mehr in meinen Ohren?

Bald wusste ich um die Reise meiner Nachbarin. Hatten wir nicht dasselbe Ziel, den freien, sonnigen Süden? Meine Seele jauchzte. Die Vergangenheit mit ihren grauen Würdelosigkeiten versank, mit ihrer Pein, ihrer Sorge und ihren Tränen. Vor mir öffnete sich der Himmel. Ich wanderte durch helle Landschaften, leuchtend blaue Nächte, und himmelstürmende Berggiganten zeigten meiner Sehnsucht den Weg. Wiegende Palmenhaine, ein weisses, schimmerndes Häuschen in Blumen gebettet, malten ein Bild, das mich sonnetrunken machte. Hatte die Heimat mir diese Frau geschickt, meinen Willen zu stärken? Weit in die Zukunft flogen meine Gedanken und irgendwie fühlte ich, dass diese Frau noch einmal eine entscheidende Rolle auf meiner Schicksalsfahrt spielen würde.

Ganz nahe rückte ich an sie heran und lauschte ihren Worten. Sie stammte aus Venezuela und war die einzige Tochter südspanischer Eltern. Als halbes Kind noch hatte sie sich

mit einem Deutschen verheiratet. Der Ehe entspross eine Tochter, die sie bei den Grosseltern liess, als sie ihren Mann kurz vor Ausbruch des Krieges auf einer Besuchsreise nach Deutschland begleitete. Die Reise wurde ihr zum Schicksal. Der Mann zog ins Feld. Als Krüppel kehrte er nach wenigen Monaten zurück. Voll guten Glaubens und als Idealist, der er war, trat er der Partei bei. Das kostete ihm sein Leben. Nach dem Zusammenbruch sperrte man ihn in ein Konzentrationslager, wo er im letzten Frühjahr verstarb.

Und dann war es ihr wie mir ergangen. Ein Ausreisegesuch nach dem anderen wurde abgelehnt! Nun hatte sie in Freiburg ihren Zonenpass verlängern lassen und kehrte nach Konstanz zurück, wo sie seit Monaten ihren illegalen Grenzübertritt vorbereitete...

Meine Nachbarin schwieg. Ihre Augen sahen in ferne Weiten, dann sagte sie leise: „Einmal drüben, bin ich gerettet. Pass und Geld erwarten mich in der Schweiz, und in Genua ist die Schiffspassage für mich belegt."

Nun schwiegen wir beide und träumten gedankenverloren von einer fernen, sonnendurchglühten Welt, aus der mich eine seltsame Unruhe, die plötzlich das Abteil erfasst zu haben schien, in die Gegenwart zurückstiess. Mein Gegenüber, ein junger Mann, dem die Verwegenheit auf dem Gesicht geschrieben stand, war plötzlich aufgesprungen und hatte gerufen: „Zonengrenze! Passkontrolle!" Dabei riss er sein Bündel an sich und stürzte fluchtartig auf den Gang.

Meine Begleiterin stiess mich an und fragte mich: „Haben Sie...?"

Ich schüttelte nur den Kopf und griff nach meinem Rucksack: „Wenn sie mich kriegen, kostet es vier Wochen dicken!"

Da stand Dolores auch schon auf. Ein schnelles Wort, ein Blick nach dem Fenster hin, entschlossen zwängte sie sich durch die Stehenden. Ich hörte noch, wie sie in fliessendem

Französisch auf die Kontrolleure einsprach, dann führte man sie ab.

Nun verstand ich. Mit einem Satz war ich am Fenster: „Kommt, Kameraden, helft!" Langsam rutsche ich an der glatten Wagenwand auf das schmale, schaukelnde Trittbrett. Meine Rechte umklammerte eine Eisenstange, die Linke griff zum Fensterrahmen, den ein breiter Rücken gegen Sicht schützte.

Eine Minute verging, zwei, drei..., endlich machte der Rücken lachenden Gesichtern Platz. Griffbereite Hände fassten zu und schon sass ich wieder neben Dolores. Meine letzten Chesterfields gingen reihum: „Dank Kameraden, das habt ihr gut gemacht!"

Dankbar ergriff ich die Hand von Dolores und drückte sie warm. Da fragte jemand: „Aber warum hat man Sie denn abgeführt, gnädige Frau?"

„Weil ich meinen Zonenpass verloren hatte", entgegnete sie lustig, „na, und in der Wachstube fand ich ihn plötzlich wieder..."

Arm in Arm wanderten wir durch die Strassen des alten Konstanz, dessen Mauern einst das prunkvolle Konzil gesehen hatten, das Hus zur Verbrennung verurteilte. Eine Stadt des Friedens schien es uns mit seinen unzerstörten Häusern, den herrlichen Grünanlagen und den schimmernden Ufern des Bodensees.

Aber war es wirklich eine Stadt des Friedens? Als wir um die nächste Ecke bogen, schmetterten uns die Fanfaren eines französischen Kolonialregiments entgegen. Indonesier! Das Strassenbild wimmelte von Soldaten der „Grande Nation!" Farbige aller Sorten, Neger, Asiaten und Weisse. Dazwischen die grauen Elendsgestalten der darbenden Bevölkerung: eine Stadt des Hungers wie alle Städte im deutschen Vaterland.

Vor dem Eingang des luxuriösen Inselhotels, das den Franzosen als Offizierskasino diente, hielt Dolores plötzlich

den Schritt an. „Monsieur Gavotte", flüsterte sie, „ich muss ihn dringend sprechen, warte drüben im Park auf mich!"

Monsieur Gavotte! Ich kannte ihn aus ihren Erzählungen. Täglich passierte er die Grenze, vollgepackt hinüber, vollgepackt zurück. Er war ein guter Freund des „Officier du passeport". Vielleicht...

Nachdenklich blickte ich über den nahen See. Eitel spiegelte sich der Morgen in dem klaren Wasser. Ein schneeiger Dampfer, die schweizer Flagge flatternd am Heck, pflügte die perlende Silberflut.

Meine Gedanken weilten bei den letzten vierundzwanzig Stunden. Die Nacht hatte ich in der Waschküche der Wirtin von Dolores verbracht. Auch ein Stück Brot war abgefallen, und für heute mittag hatte sie mich zu Tisch geladen. Warm stieg es in mir hoch. Ja, und wenn ihr Monsieur Gavotte heute einen Passierschein ausstellte, würde ich morgen in ihre Fusstapfen treten. In diesem lachenden Sonnenschein glaubte ich fest daran...

Da hörte ich frische, junge Stimmen. Vor mir fuhren zwei lackglänzende Kinderwagen auf, der eine knallrot, der andere blütenweiss. Freudig nahm ich das farbenfrohe, entzückende Bild in mich auf: das frische Grün des Hintergrundes, Gras, Busch und Blüten, die spiegelnden Wägelchen, und nicht zuletzt die schlanken, hellblonden Mütter, die so blutjung aussahen, als hätten sie eben erst ihre Puppen mit den Babies vertauscht. „Komm' Feingisela und du, Jung-Siegfried!", mir wurde warm ums Herz bei den schönen alten, deutschen Namen.

Die jungen Mütter hoben ihre Kinder aus dem Wagen und setzten sie ab. Was ich jetzt sah, traf mich wie ein Schlag! Kleine, puppenhaft kleine Bastarde watschelten krummbeinig über den weissen Sand des Steges. Pechschwarzes, klebriges Haar, über gelbfahlen Backenknochen, schwarze, asiatische Schlitzaugen: das waren „Feingisela" und „Jung-Siegfried"!

Etwas Erschütterndes — tragisch und komisch zugleich — lag um die beiden kleinen Wesen.

Und wieder dachte ich: „Geburt ist Schicksal!" Wem gehörten sie nun, die kleine Feingisela und der Jung-Siegfried? Der blonden Mutter oder dem gelben Indonesier, Europa oder Asien? Tiefe Traurigkeit erfasste mich, und ich musste an das hundertste Negerkind denken, das seit der Besetzung in einer Münchener Klinik das Licht dieser verworrenen Welt erblickte.

Da stand plötzlich Dolores neben mir. Sie glühte. „Morgen wird es nichts", sagte sie, „aber bestimmt noch im Laufe dieser Woche."

Das Mittagsmahl nahmen wir in einem kleinen Restaurant, Dolores und ich — ihr Gast. Fast schämte ich mich. Sollte ich nicht meine Uhr versetzen? Für Geld war auf dem Schwarzen Markt alles zu haben, auch Lebensmittelkarten und Franken — für drüben.

„Mach' dir keine Sorgen", sagte Dolores, meine Gedanken lesend, „eines Tages komme ich auf deine „Glückliche Insel" und futtere alles wieder ab."

Der Abend sah uns im festlich erleuchteten Konzil. Konstanz feierte die Schubert-Woche. Wie ein feiner Rausch lag es über mir, einem Wanderer gleich fühlte ich mich, der nach Sturm, Nacht und Not seine zerschundenen Glieder am wärmenden Herdfeuer löst. Wie eine Fatamorgana war es, die sauber angezogenen Menschen, ihre ernsten, festlich gestimmten Gesichter, bar jeden Harms und jeder Schwere, die prächtige Architektur des uralten, historischen Raumes, die feine,

gespannte Stille und — neben mir — Dolores! Berauscht fasste ich ihre Hand. Sie wehrte mir nicht.

Und dann Schubert's „Unvollendete"! Die Welt um uns beide versank, diese Welt, als deren Stiefkinder wir uns fühlten und die uns heute so reich beschenkte. Mit geschlossenen Augen sass Dolores. Ich fühlte den Druck ihrer kleinen, nervigen Hand und sah ergriffen, wie Tränen unter ihren Wimpern hervorperlten...

Spät gingen wir heim. In flimmernden Silberkaskaden sprühte der Sternenhimmel über dem märchenhaft verträumten See. Ab und zu nur plätscherte eine Woge. Eine Nacht voller Traum und Sehnsucht wie die Musik, die uns mit der Vision eines begnadeten Daseins erfüllt. Fest halte ich die heisse Hand der schönen Frau an meiner Seite: „Dolores, ich liebe dich!"

Der nächste Tag brachte wieder einen vergeblichen Besuch im Insel-Hotel und im Park, Gedanken um Jung-Siegfried und Feingisela. Auf der Promenade lernte ich einen jungen Hamburger Arzt kennen. Er war ein Hüne an Körper und Seele und hatte den ganzen Krieg durchschritten wie ich. Seine Eltern wohnten in der Schweiz, im schönen Luzern, „dem kleinen Restzipfel des Paradieses, den der Teufel vergessen hatte auszuradieren", wie er lachend das friedliche Nachbarland nannte.

Auch Dr. Dehnert verfügte über gute Verbindungen zum „Insel-Hotel", aber nicht über die Geduld von Dolores. „Wenn's morgen früh nicht klappt", schwor er, „schwimme ich hinüber!"

„Schwimme ich hinüber...?"

Er sah mich einen Augenblick an, als studiere er die Diagnose eines Schwerkranken. Dann legte sich seine Hand schwer auf meine Schulter: ‚Machst du mit, Kamerad?''

Begeistert schlug ich in die dargebotene Rechte: „Wann...?''

„Wann...?'' lachte der Hüne, „heute nacht! Ein Irrer, der freiwillig eine Minute länger in diesem Zuchthaus bleibt!''

Schwer war der Abschied von Dolores. Immer wieder drückte sie mir beide Hände: „Adios, Hanns! Möge Gott dich beschützen!'' Und als ich mir den Rucksack über die Schulter schlug, umarmte sie mich.

„Es muss sein'', flüsterte ich, „drüben sehen wir uns wieder!''

„Nimm diesen Brief, Hanns'', sagte sie, „ich habe dir ein paar Adressen aufgeschrieben. Oeffne ihn aber erst, wenn du glücklich in Zürich bist.''

Ein letzter Händedruck, dann trat ich mit schnellen Schritten auf die Strasse, wo mich Dr. Dehnert erwartete.

An der Stadtgrenze pflanzten wir uns auf. Ein Dutzend Fahrzeuge kümmerten sich nicht um unsere Anrufe. Da winkte ich mit der Chesterfield-Packung. Das half. Ein Lieferwagen brachte uns nach Singen.

Dort, nahe des Rheins, wo mehrere Enklaven die Grenze verwischen, nahm uns bis Mitternacht ein Wald auf. Dann pürschten wir uns ans Ufer heran. Lautlose Stille, nur leise rauschte der Strom. Drüben zeichnete sich dichter Wald gegen den Sternenhimmel, hinter uns Wald, dazwischen das ins smaragdgrüne schimmernde Band des Flusses.

Schnell entkleideten wir uns und nahmen die Rucksäcke

wie Riesenturbane auf Kopf und Nacken. So standen wir uns gegenüber, als Dr. Dehnert ein Reis vom Boden aufnahm und es mir wie ein Stethoskop auf die nackte Brust setzte: „Na, Herr Patient, bubbelt's ein bisschen?"

Lautlos liessen wir uns ins Wasser gleiten, und dann alles, was Muskeln und Lungen hergeben konnten! Im schrägen Winkel gegen den zur Mitte immer reissender werdenden Strom arbeiteten wir uns vorwärts. Fünf Minuten, sechs, sieben, vielleicht auch zehn, — oder waren es zehn Stunden? Dann robbten wir uns die Böschung hinauf. Wir standen auf schweizer Boden und schüttelten uns die Hände.

Um uns kein Laut. Schweigend nahm uns der nächtliche Wald auf. Plötzlich ein Knacken im Unterholz, brechende Zweige. Wir standen wie erstarrt. Nichts! Vorsichtig pürschten wir uns weiter.

Bald trafen wir auf einen schmalen Pfad, dem wir folgten. Nach zwei Stunden ging er am Waldrand zu Ende. Dort rasteten wir bis zum Morgengrauen und erstiegen dann einen kleinen Hügel, von dem wir Umschau hielten.

Eine liebliche Gegend wuchs langsam in unseren Blick, Wiesen, Felder, von kleinen Gehölzen bestickt; fern, filigranhaft gegen den erstehenden Himmel, eine Mühle. Auf einmal gewahrten wir auch die Fernbahn, die sich durch einen blumigen Wiesengrund schlängelte und ganz in der Nähe hielt.

Dr. Dehnert holte den Fahrplan hervor und sah auf die Uhr. „Den nächsten Zug müssen wir schaffen", sagte er, und schon begannen wir, uns salonfähig zu machen. Eine Quelle am Waldrand spendete Wasser und bald strebten wir, gewaschen und frisch rasiert, mit sauber gezogenem Scheitel auf die Station zu: ich, wie ein braver Geschäftsreisender mit Stadtkoffer, den Staubmantel über dem Arm, Dr. Dehnert an meiner Seite untergehakt, leger, unbefangen. Aber mein Herz schlug wie vor dem ersten Sturmangriff, damals an der Maginot-Linie. Ich wusste nur zu genau, dass alle Grenzbahn-

höfe unter strengster Kontrolle der Fremdenpolizei standen. Und die schweizer Fremdenpolizei war nicht ohne!

Aber alles ging gut. An der Station redete Dr. Dehnert im besten Schwyzerdütsch auf mich ein, und ich brauchte nur jeweils „noi" oder „joi" zu sagen und hie und da einmal laut zu lachen. Niemand nahm von uns Notiz. Unbehelligt bekamen wir die Fahrkarten bis Zürich, und wenig später lief der Zug ein.

Hinter Winterthur blieben wir im leeren Abteil zurück. Nun erst brach unsere ganze Freude durch. Welch grosse Jungen waren wir doch! Immer wieder schüttelten wir uns die Hände und umarmten uns.

Diese erste Fahrt in jenem schweizer Zug schien uns beiden wie ein Traum. Keine wie Vieh zusammengepferchten Menschen, keine Elendsgestalten, das Abteil blitzblank, Fenster mit Scheiben und Lederriemen, Gott im Himmel! Und Deckenbeleuchtung mit Glühbirnen drin und keine herausgeschnittenen Gepäcknetze! Gab es so etwas noch?

Fast bedrückte es mich. Ich muss es gestehen. Jener andere Mensch in mir, den die letzten Jahre zügellosen Vagantentums formten, sah die Dinge mit s e i n e n Augen. „Zwei Fensterriemen, neu, aus bestem Leder!" dachte er unwillkürlich, „dazu die Glühbirnen, die Aschenbecher, die Netze! Alles Gegenstände, die kinderleicht abzusetzen sind, ha! Eine Woche Brot und Obdach wären gesichert!"

Der Freund war meinen Blicken gefolgt. „Allerhand abzukochen, he?" lachte er verstehend, „Not lehrt stehlen!"

Ich nickte. Es war höchste Eisenbahn... allerhöchste.

In Zürich trennten sich unsere Wege.

„Wenn es auf dem Konsulat schief geht", hatte Dr. Deh-

nert zum Abschied gesagt, „kommst du nach Luzern. Meine Eltern haben gute Verbindungen. Hier hast du meine Adresse.''

Wieder einmal war ich allein. Um mich wogte die Strasse, lässig, ohne Hast, voll beruhigender Ordnung und mit einem Beinahe-Zuviel an Sauberkeit und Aufwand, — so dünkte es mich. Und Automobile, unzählige, eins schöner als das andere, Luxus und Reichtum, soweit das Auge reichte. Die Menschen machten auf mich den Eindruck, als wäre ihr Dasein eine ununterbrochene Folge von Vergnügungen, — Ferien ohne Ende.

Fremd stieg es in mir hoch, kalt, wie innere Abwehr gegen eine Welt, zu der ich nicht gehörte. Eine ganze Weile verharrte ich wie im Bann. Dann schalteten meine Gedanken wieder auf die nahe Zukunft: mein Magen knurrte, er mahnte mich daran, dass ich ihn in den letzten vierundzwanzig Stunden nur mit Ersatzbrot traktierte. Ehe ich zum Konsulat ging, wollte ich erst mal etwas zu mir nehmen. Hunger ist immer der Stärkere!

Eine grosse Tasse Fleischbrühe, ein halbes Dutzend Brötchen, ein dickes Stück Salami, Butter und Käse! Jetzt mochte kommen, was wollte.

Als ich das spanische Generalkonsulat betrat, war der langgestreckte Warteraum voller Menschen. Deutsche, französische, spanische Laute drangen an mein Ohr. Ab und zu schwang die Tür zum Allerheiligsten auf und die Stimme des betressten Dieners rief: „Der nächste!''

Es wurde zwölf, es ging auf halb eins, und um eins war Büroschluss. Mein Nebenmann rückte nervös hin und her, schielte zu mir herüber, dann wieder zur Tür. Nun holte er seine Papiere heraus, blätterte darin herum und steckte sie wieder in die Tasche. Dabei gewahrte ich, dass er einen Holzarm hatte.

„Wollen Sie auch nach Spanien?" fragte er in schlechtem Kastilianisch und sah mich mit blauen Augen an.

„Sprechen Sie ruhig deutsch", entgegnete ich ihm. Da machte er seinem Herzen Luft. Aus dem Rheinland kam er, wo Frau und Kind unter Trümmern begraben lagen. Den Weg über die Grenze wies ihm ein Förster in der Nähe von Lörrach. Nun war er hier.

„Haben Sie Aussichten, das spanische Einreisevisum zu bekommen?" fragte ich vorsichtig.

„Und ob!" Er lächelte wie ein Sieger. Aus seiner Tasche zog er ein Papier und legte einen hübsch bebänderten Orden obenauf. „Ich war bei der Legion Condor und wurde bei Brunete verwundet", sagte er stolz, „und das ist meine Tapferkeitsmedaille!"

Wenig später wurde der Invalide aufgerufen. Keine Minute verging, als er kreidebleich wieder in den Warteraum stürzte. „Abgeblitzt!" rief er mir zu, „es tut ihnen leid! Krüppel haben sie selber genug! Ha, Ha...!" Mit einem wilden Fluch wankte er zum Ausgang. Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Das Warten wurde mir zu dumm. Ich baute mich vor der Tür zum Sekretariat auf und, als sie sich öffnete, trat ich kurz entschlossen über die Schwelle.

„Ich möchte den Herrn Generalkonsul sprechen", sagte ich bestimmt.

„Angelegenheit?"

„Heimreise nach Spanien."

Der kleine Kastilier musterte mich kalt von oben bis unten. „Der Herr Generalkonsul hat eine Konferenz", entgegnete er abweisend.

Ich war kein Gringo mehr und bestand darauf, sofort dem Stellvertreter vorgestellt zu werden.

Wie gerufen erhob sich hinter der Barriere händeringend ein jüngerer, geschniegelter Herr: „Que hay? Was gibt's?"

„Ich bin in Spanien geboren", sagte ich schnell, „habe dort die Schule besucht und das Abitur gemacht. Mein Vater ist seit mehr als dreissig Jahren als Spezialingenieur in einem grossen spanischen Werk tätig."

Mein elegantes Gegenüber lächelte verbindlich: „Sehr schön. Haben Sie Papiere?"

Ich kramte meinen Geburtsschein hervor, das Schulabgangszeugnis, den Entlassungsschein aus dem Militärdienst.

Mit einer wegwerfenden Handbewegung schob der Sekretär meine Ausweise beiseite: „No interesa!" Die Einreiseerlaubnis vom spanischen Innenministerium brauche er und das Exilpermit der Alliierten Kontrollbehörde, auch ein amtliches Schreiben von der Polizei meines Geburtsortes, dass nichts gegen mich vorläge.

Mir schwoll der Kamm. Dieser junge Laffe hatte gewiss auch den armen Krüppel vorhin so abgefertigt, ihn, der für Spanien blutete, während er sich wahrscheinlich hinter den Rockfalten seiner Mutter verkrochen hatte.

„Wie kann ich denn solche Papiere besitzen!" brauste ich auf. „Wissen Sie denn nicht, dass es zwischen Deutschland und Spanien keine Postverbindung gibt?"

Der Sekretär zuckte nichtssagend mit den Achseln, während die beringten Finger seiner schmalen, gepflegten Rechten schauspielerisch über Stirn und Haar glitten.

„Es muss doch irgendeine Möglichkeit geben?" liess ich ihn nicht los. Hatte ich nicht gegen den Kommunismus, den Erzfeind Spaniens gekämpft? War das der Dank?

„Es tut mir leid", sagte der Sekretär und ging auf seinen Platz zurück. Von der Tür her tönte die Stimme des Dieners: „Der nächste, bitte!"

Wie ein unschuldig Verurteilter wankte ich die Treppe hinunter. Wie hiess es im Sprichwort? „In der Not gehen hundert Freunde auf ein Lot!" Jetzt, da wir Deutsche Bettler geworden...

Wut schüttelte mich, Hass! Hatte ich wirklich dieses Land so geliebt, das schöne Spanien, für dessen Freiheit im vergangenen Bürgerkrieg tausende deutsche Soldaten Blut und Leben opferten und dessen Repräsentanten mich heute wie einen Hund von der Schwelle wiesen? Ich Narr, dass ich nur einen Augenblick an Menschlichkeit geglaubt hatte...

Was nun...? Mit geballten Fäusten verharrte ich eine Weile unter dem schweren Portal des Eingangs. Wohin...? Dürr knisterten die letzten Frankenscheine in meiner Tasche.

Wieder entfaltete das Strassenbild vor mir seine bunten Farben und Konturen. Aber jetzt sah ich sie nicht mehr mit den Augen des Zaungastes, halb fremd, halb voller Neugier. Ich sah sie als Ausgestossener, als Verdammter dieses verworrenen Daseins. „Schönheit?" dachte ich und lachte bitter auf. Schönheit ist dem Leid verschwistert und nicht einem kraftlosen Geniessertum, das sich am Ausruhen und Wohlbefinden genügen lässt. War nicht von jeher übersättigtes Bürgertum die Keimzelle sozialer Revolutionen, auch der heutigen, der grössten aller Völker und Zeiten, als deren Opfer ich mich fühlte? Und nicht nur mich, auch Deutschland, auch Europa!

Einen Augenblick war es mir, als müsste ich davonlaufen, zurück zu denen, die in höchster Not und tiefster Tiefe das Leben zwangen.

Langsam schlenderte ich zum nahen See hinunter, der sich steil im strahlenden Himmel spiegelte. Ein Gewirr schneeiger Luxusyachten glitt über die silberne Fläche und kündete in seiner protzenden Fülle auch auf dem Wasser den Reichtum des Landes. Ein Gefühl jämmerlicher Verlassenheit packte mich. Müde sank ich auf eine Bank. Wann hatte ich zum letzten Mal in einem Bett geschlafen?

Wie ein bunter Film zogen die letzten Wochen an mir vorüber: Schwester Helene .. der missglückte Grenzübergang bei Lörrach... die klatschende Hundepeitsche... Dolores! Und beim Gedenken an sie fiel mir der Brief ein, den sie mir beim Abschied übergeben hatte und der immer noch in der Tasche meines grauen Jaketts sein Geheimnis hütete.

Als ich ihn öffnete, fiel mir ein Scheck auf die Bankvereinigung Zürich entgegen. „Zahlen Sie aus meinem Guthaben an den Ueberbringer hundert Franken", las ich, während die Buchstaben vor meinen Augen verschwanden. „Dolores! Liebe Dolores!" stammelte ich vor mich hin. Auf einem kleinen Zettel stand ihr Abschiedsgruss: „Adios, mi alma, Dios te ampare!" Wie schön ist die spanische Sprache! „Lebe wohl, meine Seele, Gott beschirme dich!" Darunter eine Adresse in Bern.

Neuer Mut erfüllte mich. Letzte Uebellaune und Verzagtheit waren von mir abgefallen, als ich am Schalter der Bank die nagelneuen Frankennoten in der Brieftasche barg. Dann machte ich mich auf zum Kontinental-Hotel.

Im Warteraum des Generalkonsulats hatte ich ein paar geflüsterte Worte aufgeschnappt. Der Portier dieses Hotels sollte „Vermittler eines geheimen Reisebüros" sein. Man konnte nicht wissen, und ein Glück kommt selten allein. Klappte es nicht, dann fuhr ich eben nach Bern zu Schwester Verena, an die mich Dolores gewiesen hatte, und letzten Endes hielt mir Freund Dehnert, in Luzern, seine Tür weit geöffnet.

So betrat ich das Vestibül des Kontinental-Hotels. Der Portier musterte mich wie ein Stabsarzt den Rekruten. Wer stand nicht einmal unter dem forschenden Blick eines solchen Uniformierten? Gibt es bessere Menschenkenner als die Herren Portiers? Psychologen, Detektive, Generaldirektoren und alle, die es werden wollen, sollten einige Jahre Lehrzeit in der Portierloge eines internationalen Fremdenhotels durchmachen!

„Es hat keinen Sinn", erklärte mir der Gewaltige nach

kurzem Fragespiel. „Der Preis ist für Sie viel zu hoch, und Sie kommen auch so nach Genua hinunter.'' Wieder sah er mich prüfend an und legte dann wie von ungefähr seine Hand auf meine Schulter: „Was wollen Sie eigentlich in Spanien?''

„Es ist meine Heimat!''

„Heimat? Unsinn!'' prustete er, „Sie sind Deutscher und kommen von der Wasserkante.'' Er kniff die Augen zusammen und fuhr unvermittelt fort: „Ich habe einen Job für Sie... s o o o !'' Dabei machte er die in der ganzen Welt bekannte Bewegung mit Daumen und Zeigefinger. Dann trat er dicht an mich heran und fasste meinen Jackenknopf: „Sie verstehen doch etwas von Maschinengewehren, he? Welcher deutsche Mann kennt die modernen Waffen nicht?'' Lachend zeigte er seine starken, gelben Zähne, als hätte er den schönsten Witz gemacht. „In wenigen Tagen geht ein Transport neuester Modelle nach Griechenland'', flüsterte er, „für die glorreiche Befreiungsarmee. Es fehlen noch ein paar Instrukteure, Vertrauensleute gewissermassen...'' Plumpvertraulich blinzelte er mir zu, zog seine Brieftasche und blätterte in einem Bündel Dollarnoten.

Eiskalt lief es mir den Buckel hinunter. Waren wir Deutsche so weit herabgekommen, dass man in uns nur noch Landsknechte und Kanonenfutter verbrecherischer Bandenführer sah? Wortlos wandte ich mich um und knallte hinter mir die Tür ins Schloss.

„Unvermittelt'' wanderte ich zum Bahnhof und überreichte noch am selben Abend Schwester Verena in Bern die Karte von Dolores.

Schwester Verena war das Gegenstück zu Schwester Helene, der „Grossen''. Von feinem Wuchs und mit ihren feinen, fraulichen Gebärden war sie zum Helfen wie geschaffen. Ein lieber, ganzer Kerl wie alle in jenem christlichen Kinderheim.

Augenblicklich hatten sie überwiegend deutsche Kinder, erzählte mir die ältliche Oberin, „Behinderte!'', wie sie sich

ausdrückte. Es waren verstümmelte, phosphorverbrannte, durch Unterernährung an Tuberkulose und Rachitis erkrankte. Ich erschrak. Verfolgte mich die Not Deutschlands bis in diese goldene Oase des Friedens? Waren jene bedauernswerten Opfer menschlichen Wahnsinns der graue Fleck auf dem Purpurmantel des Reichtums?

Einen herrlichen Abend verlebte ich in jenem Kinderheim, ohne schwarzen Kaffee und Kognak und ohne amerikanische Zigaretten. Ein warmes Bad leitete ihn ein, eine blitzende Wanne voll lauem, wohligem Wasser in einem Raum verschwenderischer Helle. An dem Nachtmahl war wirklich „alles dran", wie der Landser sagt, und den kulinarischen Genüssen folgten unvergessliche Stunden lauterer Gefühlsinnigkeit im Kreise der Schwestern, die dem fremden Flüchtling Obdach und Vertrauen schenkten.

Spät erst brachte mich Schwester Verena an die Tür meines Zimmers. Einen Augenblick stand ich wie benommen. „Das ganze grosse Zimmer", dachte ich, „für mich allein?" Ein blumengeschmückter Tisch... ein Bett... kaum wagte ich mich hineinzulegen. Auf blendendweissen Linnen bauschten sich dicke, weiche Kissen... Ich weiss nicht, wie tief ich darin versank...

Ein Sonnenstrahl weckte mich und das erste, was meine Augen sahen, schien mir ein neues Wunder: gebügelt und entfleckt hing mein Anzug über der Stuhllehne, in schneeiger Weisse schimmerte die Unterwäsche von der Kommode. In mir jubelte es: „Dank euch, Schwestern! Und du, schöne Schweiz, blicke auf jene, die deine würdigsten Eidgenossen sind..."

Eine kleine Pause im Kampf um den Alltag hatte mir der Lenker alles Lebens gegönnt. Schon rollte meine Schicksalskugel weiter. Wohin...?

In dem nüchternen Korridor des spanischen Konsulats in Bern litten alle meine guten Hoffnungen kläglich Schiffbruch. Ja, im Korridor, weiter kam ich nicht, sozusagen zwischen Tür und Angel, kläglicher noch als in Zürich.

In Genf ging es mir nicht besser. Der dortige Konsul genoss den Ruf eines Deutschenfreundes und grossen Philantropen. Schöne Worte hörte ich, wunderbare, und bekam sogar einen Händedruck. „Die Vorschriften!" bedauert er, „die Vorschriften. Jedes spanische Konsulat steht im Rampenlicht der Alliierten Kontrollen!"

Erst spät am Abend betrat ich eine kleine Pension in der Altstadt. Ein vierschrötiger Mann öffnete. Er war Hausbursche, Empfangschef, Portier, Manager, alles in einer Person. Misstrauisch sah er mich an.

„Morgen, wenn mein Gepäck kommt", tröstete ich ihn, „bekommen Sie meine Ausweise." Dabei überreichte ich ihm den Gepäckschein, ein alter Trick, der immer wieder gelingt. Am nächsten Morgen, in aller Herrgottsfrühe, nahm ich ihn ihm wieder ab. Ein gutes Trinkgeld beruhigte sein Gemüt.

Von der Post telefonierte ich mit Haus Karolinenhof in Luzern. Der Freund selbst hob den Hörer ab. „Sofort kommst du her!" schallte es durch den Draht zurück, dabei hörte ich, wie er sich vor Freude auf den Schenkel schlug.

Blühende Parkanlagen, gepflegte Häuser, traumhaft der See, in dem sich die Berge spiegelten! So empfing mich Luzern. Es war wie ein schreiten in ein Märchenland. Wenn man aus der kriegsverwüsteten, von einer Soldateska entstellten Hölle kam, dann war das hier der Himmel!

Ein paar Stunden liess ich mich treiben, wie benommen. Dann fuhr ich über den See. An der Landestelle empfing mich der Freund. Schon beim Händeschütteln sprudelte der Doktor

in seiner burschikosen, sympathischen Art los. Das Leben eines amerikanischen Millionärs führe er! Seine Eltern verwöhnten ihn nach Strich und Faden! Aber sonst? Er zog eine bittersüsse Miene: „Alles verkalkt! Eine einzige, handfeste Luftmine und die sauber gelackten Fussböden wären weiss!" Er lachte dröhnend über seinen Witz.

Der Traum nahm seinen Fortgang. Ein weisslackierter Zwölfzylinder stand wartend an der Brücke und brachte uns singend die weiten Kehren hinauf zum Karolinenhof.

Dann stand ich vor den Eltern des Freundes. Die Mutter, eine Schönheit in silbernem Haar, der Vater, ein stattlicher Recke in den Sechzigern. „Soldat a. D.!" sagte er und drückte mir warm die Rechte: „Kameraden!"

Karolinenhof! Heute noch klingt mir dein Name in den Ohren wie eine Mär, steht dein Bild vor mir, wie ein aus den Wolken gefallenes Stück Gotteserde, über dem strahlend ein wolkenloser Himmel blaut, der sich im See zu deinen Füssen badet, und blicken schneebedeckte Bergfirne auf dich herab, ein überwältigendes Viel an Duft und Farben säumt deine wuchtigen Burgmauern aus blauem Basalt. Karolinenhof!

Freude war in mir und beglückender Friede. Alle Bitterkeit vergangenen Ungemachs war weggefegt. Hatte ich mich über Nacht wieder in einen Bürger verwandelt? Waren es die „Ferien von der Strasse", die mich so froh machten? Wie oft im Leben mag nicht ein einziges, reichliches Mahl, ein weiches Daunenbett, eine zu rechter Zeit in die Hand gedrückte Banknote, bedeute sie auch nur einen Augenblicksgewinn, die Weltanschauung eines jungen Menschen ändern?

Ich schrieb die grosse, innerliche Freude, den Frieden, der mich in jenen Tagen erfüllte, meinen Gastgebern zu, jenen prächtigen Menschen voller Herzlichkeit und Liebe. Ach, wären wir Deutsche im Rokoko stecken geblieben, wo wir noch an Gott glaubten, wo Geist, Ethik und die schönen Künste dominierten und kein säkulares Amerikanertum und atheisti-

scher Kommunismus unsere Gemüter verwirrten! Deutschland, der Weg zur politischen Grossmacht ist dir misslungen! Wappne dich und stärke deine Jugend für den Kampf um jene andere, wertvollere Welt, die Welt des Geistes! Denk' an Goethe, Kant, Beethoven!

Am Abend gab es eine kleine Gesellschaft. Ich bat um Dispens: mein Anzug, die Nagelschuhe... Frau Dehnert lachte mich aus: „Dummchen! Man reist nicht nur um „anzukommen"! Es sind sympathische Leute unter unseren Gästen, die Verbindungen haben..."

Oberst G. war ein mittelgrosser, untersetzter Mann von brauner, gesunder Gesichtsfarbe, silbrigem Schnurrbart und stahlblauen, fröhlichen Augen. Ein Mann von Schneid, Takt und tadellosen Manieren, man sah es ihm auf den ersten Blick an.

Nach Tisch nahm er mich beiseite. „Sie wollen nach Spanien?" schoss er sogleich auf das Eigentliche los. „Wenn ich einen Rat geben darf, reisen Sie über Italien. Dort beginnt man zu vergessen, aber die Franzosen..."

Ich pflichtete ihm bei und erzählte von meinem ersten Verhör mit der Hundepeitsche in Freiburg. Er hörte aufmerksam zu und fragte plötzlich unvermittelt: „Sie wissen, wer ich bin?"

Ich nickte. „Mein Freund Dehnert erzählte mir, dass Sie eine gewisse Rolle im Kapp-Putsch spielten."

„Lang ist es her", erwiderte er, „und ich bin stolz darauf. Wäre jener Staatsstreich damals gelungen, stände es heute besser um unser armes Vaterland. Ewig und allein die Rückkehr zum extremen Konservativismus, kann die Welt aus ihrer verworrenen Lage erlösen!"

„Sie sind also erzreaktionär gewissermassen?" versuchte ich unserem Gespräch eine heitere Note zu geben und seinen politischen Charakter abzubiegen.

Lachend hob der Oberst sein Glas und trank mir zu, zog

dann eine Visitenkarte hervor, kritzelte ein paar Worte darauf und überreichte sie mir: „Wenn Sie nach Mailand kommen, besuchen Sie diesen Herrn und grüssen Sie ihn herzlich von seinem alten Freund. Er wird ihnen helfen."

Dr. Ladislaus Györki, Via Garibaldi 197, las ich.

„Auch Soldat?" fragte ich mehr aus Höflichkeit.

„Laszy ist Dr. Ing." lautete die Antwort, „Unter Bela Kuhn war er General der Pioniere."

„...Kommunist?"

„Und ob! Erzkommunist! Aber ein Gentleman, der seinesgleichen sucht!"

„Um nach Mailand zu kommen", fuhr der Oberst fort, „kann Ihnen vielleicht die Baronin P. in Lugano behilflich sein. Sie kennt jeden Winkel im Tessin und steht mit allen Schmugglern auf du und du. Ich werde Ihnen ein paar Zeilen an sie mitgeben."

Spät erst löste sich die kleine Gesellschaft auf.

Als ich dann vom Balkon meines luxuriösen Schlafzimmers in die leise klingende Stille der Sommernacht schaute, kamen mir seltsame Gedanken. „Das also war das sogenannte wohlhabende Bürgertum", fuhr es mir durch den Sinn, „das in Deutschland den Bombengeschwadern eines totalen Krieges zum Opfer fiel! Wie leicht vergass doch die menschliche Seele das Schwere, wenn sie neue Kraft aus reiner Freude schöpfte! Aber war ich denn mehr als ein Zaungast? Welche Zeit vermag w i e die andere zu denken, und doch vermag keine o h n e die andere zu denken!"

Sammetblau träumte der See zu meinen Füssen, durchfurcht von arabeskenhaft zitternden Lichtrunen. Mütterlich atmete die Nacht im Schutze der mächtigen Felsgiganten, die hoch über mir ihre Häupter in den sternenfunkelnden Himmel stiessen. In dieser Stunde fühlte ich mich geborgen. Frieden war in mir und eine grosse Zuversicht.

Nach einem köstlichen Morgenbad im See brachte mich der weisslackierte Zwölfzylinder an die Landungsbrücke. Wieder einmal schlug die Abschiedsstunde. „Auch ich muss dieses Paradies bald wieder verlassen", sagte mein Freund beim letzten Händedruck.

„Komm' auf meine Insel!" lud ich ihn freudig bewegt ein.

Er schüttelte ernst den Kopf: „Es geht leider nicht, ich kehre zurück nach Deutschland!" Noch lange winkte er mir nach...

In Lugano traf ich die Baronin nicht an. Eine entfernte Verwandte mit einem ausgewachsenen Schafskopf empfing mich. Sie sagte nicht bäh und nicht mäh und wusste auch nicht, wann die gnädigste Baronin aus Lissabon zurückkehrte, wo sie sich von einem Onkel am Clipper verabschiedete. Ich ging gleich wieder.

Auf meiner Streife durch die Stadt zog ich Erkundigungen ein. Ich sprach mit den Fischern, unterhielt mich mit den Matrosen der Vergnügungsdampfer und suchte zu erfahren, wie es drüben, beim Anlegen, mit der Kontrolle beschaffen sei.

Die Nacht verbrachte ich in der Weinlaube einer Schenke am See. Lange lag ich wach, die Bank war hart, und durch das Rebendach träufelte das Licht des Mondes.

Da fiel mir unversehens der Vater des „toten Soldaten" ein, mit dem ich damals nach Fürstenwalde gereist war. Hatte er mir nicht öfter von einem Ferienaufenhalt in St. Moritz erzählt? Verschiedentlich war er „drüben" gewesen, ohne Pass und ohne Kontrolle, weil die Grenze dort uneinheitlich und schnörkelhaft verlief. Da stand mein Entschluss fest, und auf der Stelle schlief ich ein.

Die erste Nacht in St. Moritz verbrachte ich bei Mutter Grün. Der Tag gehörte der „Geländeinspektion". Am Abend stiess ich in einem kleinen Gasthaus auf einen Deutschen. Ich merkte, dass er nichts mit mir zu tun haben wollte. Und das

war vielleicht eine der schlimmsten Erfahrungen, die ich auf meiner zweiten Reise machte, dass sich alle Deutschen im Ausland, wie unter einem Bannfluch stehend, ängstlich mieden und im Bogen umeinander herumgingen.

Durch Zufall kam ich mit dem Mann an einen Tisch zu sitzen. Und jetzt erkannte ich ihn auch, es war ein Exgeneral der Flieger. Monatelang hatten wir zusammen im Kessel von Tscherkassy gelegen. Ich sagte es ihm auf den Kopf zu.

Er nickte nur und fragte dann: „Sie wollen nach „drüben"? Vorsicht, Kamerad! Sehr scharfe Kontrolle neuerdings, rekognosziere bereits seit einer Woche."

Eine Stunde später steckte ich mein Stadtköfferchen in den Rucksack, schlug mir den Wettermantel über und zog auf einem schmalen Bergpfad dem Welschland zu. Es war Mitte Oktober und empfindlich kalt. Alles ging gut, und nach meiner Schätzung musste ich schon mehr als einen halben Kilometer jenseits der Grenze sein.

Da warf mich Hundegebell hinter den nächsten Busch. Ganz nahe kam das Vieh heran, knurrte und bellte unentwegt, schwanzwedelnd mein Versteck umstreichend. Ich warf ihm ein Stück Brot hin. Umsonst. Dann, statt des Köders einen Stein; er traf. Jaulend lief der Hund zurück.

Ich atmete auf. Zu früh! Denn schon wieder ertönte Hundegekläff und menschliche Stimmen. Vorwärts? Unmöglich! Verärgert lief ich den Weg zurück. Eine Tannenschonung nahm mich auf. Hier verbarg ich mich und wartete. Immer noch drangen Stimmen an mein Ohr und Hundegebell, mal näher, mal ferner. Schliesslich gab ich es auf und schlich zurück, ehe es Tag wurde.

Auf der Dorfstrasse traf ich den General. Fast schämte ich mich meines Misserfolges. „Ja", meinte er, „ich sagte es Ihnen schon, die Grenze ist wegen des überhandnehmenden Schmuggels scharf bewacht! Aber nun gehen Sie auf mein Zimmer und schlafen Sie sich aus!" Er wohnte als zahlender Gast bei einem Deutschschweizer.

Erst spät am Nachmittag erwachte ich aus Morpheus' Armen, und nach einem kräftigen schweizer Bauernessen schlug ich mir erneut den Rucksack über.

Dicke Nebelschwaden krochen die Hänge hinauf. Als ich das Dorf hinter mir hatte, goss es bereits in Strömen. Ich konnte kaum noch die Hand vor den Augen sehen. „Das rechte Wetter!" jubelte es in mir, und wohlgemut stapfte ich drauflos.

Nach einer Stunde Marsch hatte ich mich hoffnungslos verlaufen. Ich wusste nicht mehr, nach welcher Himmelsrichtung ich mich fortbewegte. Da stiess ich auf einen schmalen, zu Tale führenden Pfad, gerade als es dämmerte. Der Regen liess nach, Wind kam auf.

Plötzlich hörte ich Stimmen, ganz nahe. Ich horchte: Schwyzerdütsch! „Verflucht!" Vorsichtig folgte ich dem Weg und — stand mit einem Mal wieder vor dem Haus des Exgenerals.

Dieser Kreislauf genügte mir. Ich gab es auf, bei St. Moritz über die Grenze zu gehen und fuhr kurzentschlossen nach Lugano zurück.

Mein Ziel war Chiasso, die Grenzstadt. Dort wollte ich erneut mein Glück versuchen.

In Lugano sprach ich abermals im Hause der Baronin P. vor. Und siehe: „Sie" war da!

Auf den ersten Blick verliebte ich mich in diese feine, charmante Frau, die mich an Dolores erinnerte. Wir spielten Schach — ganz allein. Ich erzählte von der Heimat. Der Schafskopf brachte Tee und knickste.

Helga, Baronin! Einen weiten Bogen hätte ich um dich geschlagen, wären wir uns unter anderen Umständen begegnet! Wie wenig wissen wir Menschen doch voneinander! „Postpaketen gleich", las ich mal irgendwo, „gut verpackt und einen dicken Bindfaden darum reisen wir miteinander eine kurze Strecke in einem Wagen. Der eine wird hier herausgeholt, der andere dort!" Und hier sassen sich zwei Menschen einträchtig wie alte Freunde gegenüber, die nicht das Geringste miteinander gemein hatten: ein Flüchtling, ein Vagabund und eine Aristokratin, Trägerin eines hochangesehenen, uralten Namens...

Auch die Baronin hatte Schiffbruch erlitten. Kurz streifte sie ihr Schicksal. Früh elternlos ging sie jung eine unglückliche Ehe ein, die nach jahrelangen Kämpfen geschieden wurde. Mit dem Rest des ihr Verbliebenen schlug sie sich recht und schlecht durch. Aber flinke Hände hatte sie und saubere Augen...

Helga gab mir eine Empfehlung an eine Freundin mit, die gute „Beziehungen" hatte und am nächsten Mittag öffnete sich mir die Tür ihres Bungalows.

Auch sie war eine auffallend schöne Frau. Unwillkürlich musste ich lächeln. Sie zahlte mit gleicher Münze zurück und schüttelte mir die Hand.

„Sind Sie der Grenzgänger?" fragte sie lustig.

„Nein, der Begnadete!" antwortete ich, „der von einer schönen Frau zur anderen gereicht wird."

„Merci, très charmant! Aber hüten Sie sich, mein Mann ist Advokat!"

Lachend zeigte sie ihre weissen Perlenzähne, hakte mich zwanglos unter und brachte mich zu ihrem Rechtsgelehrten.

Das Lächeln erstarb mir auf den Lippen, als ich den flüchtigen Druck seiner fleischigen, feuchten Hand fühlte und die Stimme hörte, die wie ein Frosch quakte, ein grosser feister

Frosch, der plötzlich erschreckend neben einer schönen Nymphe aus dem Wasser getaucht war.

Ob ich auch Julimensch wäre, fragte er mich.

„Julimensch?" dachte ich, „will er mir das Horoskop stellen?"

„So nennen sich die Leute, die im Juli 44 Hitler die Bombe unter den Hintern legten", fügte er hinzu, als er mein verständnisloses Gesicht sah. Dann schleppte er einen Haufen Zeitschriften und Bücher herbei und redete und redete.

Obgleich mir ganz wirr im Kopfe wurde, liess ich alles geduldig über mich ergehen, sagte „ja", sagte „nein", just wie es gerade passte, ich war Gast, und von Politik verstand ich so viel wie ein andalusischer Waldesel von der Hohen Schule eines Zirkuspferdes.

„Wäre das Attentat damals gelungen, es stände besser um uns!" Das war die Quintessenz seines geradezu verblüffenden Redeaufwands. Ja... wäre es gelungen, wäre... wäre ! Unwillkürlich musste ich an den Kapp-Putsch-Obersten denken: hier wie dort dieses senile wäre ! Es ist nun einmal so im Leben des einzelnen wie der Völker, dass man immer nur um das weiss, wie es gekommen ist und nie wie es gekommen wäre !

Abends waren allerhand Leute geladen, fast durchweg Julimenschen, unter ihnen interessante Einzelgänger. Aber ich fürchtete immer, diesem oder jenem mit meinen groben Nagelschuhen auf seine geschniegelten, lackglänzenden Pedale zu treten.

Auch Lelo lernte ich an diesem Abend kennen, Lelo, den Fischer, Schmuggler und Flieger, den schönsten Mann im Tessino. Er schien der Beau aller „unverstandenen" Weibsbilder zu sein, die ihn schwärmerisch anhimmelten. Ohne Zweifel, er war ein Mordskerl, gross, athletisch gebaut, mit dem kühn geschnittenen Kopf eines jungen Caesaren. Wahrhaft erfrischend wirkte er in diesem Rudel von Leisetretern. Lelo war

ein Mann, der sich alles erlauben konnte, und er erlaubte es sich auch.

„Nach Italien willst du hinüber?" Der Schmuggler zeigte seine starken, schneeweissen Zähne, „Kleinigkeit! Komm' morgen auf meine Bude..."

Lelo empfing mich wie einen Bruder. Etwas Abenteuerliches, Fesselndes schwebte um ihn, um die Dinge dieses mit echt lateinischer Bohème eingerichteten Raumes. In der Mitte thronte ein niedriger, uralter Tisch mit Papieren, Zeichnungen, Messern, Aschenbechern, Zigaretten und leeren Konfitürenschachteln übersät. Unzählige Fotos von Frauen hingen an den Wänden, eine immer schöner als die andere. Von der Decke baumelte ein in leuchtendem Rot gestrichenes Flugzeugmodell herab.

Ein grosser, naiver Junge schien dieser routinierte Grenzer, der alle Schliche seines abenteuerlichen Handwerks meisterte. Ein moderner Apoll, ein König war er, der bedenkenlos aus dem quellenden Born eines von der Natur verschwenderisch beschenkten Mannestumes schöpfte. Stolz trat er an das Modell und drehte die in ihm eingebaute alte Feder einer Weckeruhr auf. Seine Augen strahlten in kindlicher Freude, als der Propeller zu surren anfing und die Flügel sich wie die eines Adlers beim Verlassen seines Horstes bewegten.

„Das Original stürzte gegen Kriegsende über dem Tessino ab", erklärte er mir. „Ich habe es als altes Eisen erworben und wieder aufgetakelt." Hier machte er eine kleine Pause, kramte aus der Ecke ein Bündel Tuch und fragte geheimnisvoll: „Kennst du das?"

Aufmerksam betrachtete ich das graue Bündel, um das sich vielfach verschnörkelt eine graue Schnur wand, die in einem dicken Knoten endete. „Ein altes Segel?"

Lelo lachte: „Ein Fallschirm mein Lieber, ich habe ihn selbst angefertigt."

„Und da soll ich vielleicht..." fragte ich erschreckt:

„Aber natürlich, die Grenze ist nah und ausserdem haben wir Vollmond."

Eine Stunde dauerte es, bis ich Freund Lelo diesen Teufelsgedanken ausgeredet hatte.

„Gut!" sagte er endlich, ohne eine Spur von Beleidigtsein, „wenn du eben nicht luftfest bist, dann fischen wir."

Um Mitternacht stösst ein kleines Fischerboot mit hohem, lateinischem Segel in einer stillen Bucht vom Ufer ab. Mondbeschienen träumt der „Lago di Lugano", ein Bild süssen Friedens. Ein junger, schwarzgelockter Fischer singt und flötet, ein zweiter liegt auf den Bodenplanken unter den Netzen und zählt die Minuten. Das Zollboot kreuzt auf.

„Halloh Lelo!"

„Halloh!"

„Guten Fang!" Ein fröhliches Wort fliegt hinüber, schallendes Lachen tönt zurück, plätschernd schaukelt das Boot in den See hinaus. Hier wirft der Fischer die Netze und langsam treibt der Kahn dem italienischen Ufer zu, das wie der langgestreckte Rücken eines Riesentiers über den gold- und silberschimmernden See herankriecht.

Wenige Stunden später rackert sich ein Mann im grauen Staubmantel und Baskenmütze, den Rucksack auf dem Bukkel einen steilen Hang hinauf. Letzte Spuren wischt der Wald fort. Die Angaben Lelos stimmen genau: nach dreistündiger Wanderung treten die Stämme auseinander, ein Tal breitet sich aus mit einem Städtchen, in das der gesuchte Schienenstrang hineinläuft...

Und wieder verwandelte ich mich in einen braven Geschäftsreisenden, der sauber rasiert und gewaschen, den Man-

tel über dem Arm, mit seinem Stadtköfferchen dem nahen Bahnhof zustrebte. Am Schalter, im kritischen Augenblick, stand mir Gott bei. Lustig dampfte das Züglein gen Mailand.

Wieder stieg spontan die Freude in mir hoch wie damals bei Winterthur, als wir uns die Hände schüttelten, der Freund und ich. Im trillernden Diskant pfiff sie der Wind vor dem geöffneten Fenster, sang sie fröhlich der Bass des Räderwerks auf den gleissenden Schienen. Einen Schritt war ich weiter, einen Riesenschritt! Noch eine Grenze, dann... in mir jubelte es.

Unbemerkt musterte ich meine Mitreisenden. Wachsein galt auch hier! Immer wieder rief ich es mir zu, trotz meiner grossen Freude. Der vollgepfropfte Wagen erinnerte an die Fahrten in der Heimat. Auch hier fehlten die ledernen Fensterriemen, doch Scheiben gab es wenigstens hier und da, die Menschen waren besser genährt und gekleidet, fröhlicher, unbelasteter blickten sie drein.

Nur der Mann neben mir machte den Eindruck, als trüge er ein Zentnergewicht. Er war jung und kräftig, aber von blassem, übernächtigem Aussehen. Die vorstehenden, pechschwarzen Mandelaugen starrten fortgesetzt auf seine Hände, die gefaltet im Schosse ruhten. Ab und an war es mir, als lispelte er ein leises Wort in den Bart, aber es konnte ebenso gut auch ein Seufzer gewesen sein, so als drehe er einen unsichtbaren Rosenkranz zwischen den Fingern.

Immer wieder ertappte ich mich dabei, wie meine Blicke diesen stillen Menschen streiften. Da hob er plötzlich den Kopf und sah mich an: „D'you speak english?" fragte er.

Als ich nickte, radebrechte er irgendeinen Reim daher, von dem ich kaum den Sinn verstand. Ich merkte, wie mir das Blut zu Kopf stieg, denn ich hatte mir vorgenommen mit keinem Menschen ein Wort zu wechseln, um mich nicht zu verraten. Doch schnell überwand ich die Schwäche und mixte mein bei Rommel erlerntes Italienisch mit einem gehörigen

Schuss Spanisch und Latein zu einem Kauderwelsch, mit dem ich meinem Reisegefährten klar machte, dass ich zu Besuch nach Mailand führe. Und wahrhaftig, er verstand mich.

„Sie sind kein Schweizer!" sagte er plötzlich und sah mich, wie man bei Militär sagte, „vierkant" an.

Ich erschrak. War er Detektiv, oder...? Noch immer zahlten die Behörden hohe Kopfgelder für ergriffene Kriegsgefangene. Aber da waren die grossen, traurigen Mandelaugen in seinem Gesicht, die mich beruhigten.

„Wenn ich kein Schweizer bin, dann sind Sie kein Italiener!" antwortete ich eiskalt.

„Ich wollte, ich wäre keiner!"

„Und ich wollte, ich wäre Schweizer."

„Bartoli", sagte er und reichte mir die Hand herüber. Seine Augen blickten wie die eines Kameraden. Trotzdem blieb ich vorsichtig.

Station um Station rollte vorbei, und schon erfasste jene Unruhe die Mitreisenden, die das Nahen einer Grosstadt kündet. Da hielt der Zug plötzlich ruckartig auf freier Strecke. Erblassend blickte ich auf Bartoli.

„Wahrscheinlich mal wieder Generalstreik in Mailand", flüsterte er.

Haufen bewaffneter Arbeiter, ab und an von der Uniform eines Polizisten bunt bestickt, stürmten von Abteil zu Abteil, schreiend, gestikulierend.

„Hast du das „Soggiorno", die Aufenthaltsbewilligung?" hauchte der Italiener.

Nun musste ich Farbe bekennen. „Nein", antwortete ich kleinlaut.

„Dann komm!" Er fasste meinen Arm, zog mich aus dem Wagen und durch die dichtgedrängte Menge am Rande des Bahndamms. Ein paar Güterwagen deckten gegen Sicht und bald marschierten wir auf der Landstrasse der nahen Stadt

zu, deren Konturen sich wie gewaltige Kulissen in unser Blickfeld schoben.

Nach einer guten Wegstunde erreichten wir die Aussenbezirke. Eine tote Stadt schien es, obgleich ich von Zerstörungen nichts bemerkte. Keine Strassenbahn, kein Auto, nichts, was das suchende Auge belebte ausser Menschen, vielen Menschen mit fröhlichen Gesichtern und gut gekleidet. In ihren Gebärden und ihrem Getue kamen sie mir alle vor wie Kinder, die Erwachsene spielten. Auch Militärs waren unter ihnen, in bunten, zum Teil phantastischen Uniformen.

Bartoli schob mich in eine Taberne. Ich hatte das Gefühl, als schämte er sich. „Alles Spiel, alles Operette!" knirschte er zynisch, „ein einziger Schuss und die Strasse ist leer, wie ausgefegt!"

„Wird der Generalstreik lange anhalten?" fragte ich besorgt.

Er zuckte mit den Achseln: „Vielleicht blasen sie in einer Stunde schon ‚finale'."

Und so kam es. Als wir unseren Imbiss in der Taberne beendet hatten und auf die Strasse traten, präsentierte sich Mailand wieder als die geschäftigste Metropole Norditaliens.

„Bringe mich zur Via Firenze", bat ich Bartoli, „dort wohnt ein Landsmann von mir."

Schweigend schritten wir nebeneinander dem Zentrum zu und nach einer halben Stunde deutete mein Begleiter auf ein Strassenschild: „Eccola qua! Hier ist es!"

„Addio Bartoli e tante grazie!" Ich reichte ihm zum Abschied die Hand.

„No, no, niente!" winkte er ab, „ich habe zu danken!" Dann sah er mich voll an: „Dica, amico, tu sei Tedesco?"

„Ja, ich bin Deutscher", gestand ich.

„Lo sapeva", meinte er leise, „ich wusste es vom ersten Augenblick an." Er zauderte eine Sekunde und fuhr dann fort: „Ich bin Faschist und nach Mailand gereist, um die Lei-

che meines Bruders frei zu bekommen, der heute morgen als ehemaliger faschistischer Funktionär erschossen worden ist."

„Kann ich dir helfen, mein Freund?" Bewegt griff ich nach seiner Hand.

Bartoli schüttelte den Kopf: „Lass dir's gut gehen, Kamerad, und glaube mir, es stände besser um Europa, wären w i r Sieger geblieben."

Ich stand allein. Wieder dieses „wäre"! Wie benommen schaute ich dem eilig Davonstrebenden nach, der bald in der Menge untertauchte. Wie ein Seufzer klang dieses „wäre" in mir nach, und erschaudernd spürte ich das tiefe Leid dieser in so viele „Ach wäre!" zerrissenen Menschen unserer Erde, die sich nicht anders zu helfen wussten als mit Krieg und Blut und Hass und Tränen...

Das Haus Nummer 178 hatte ich schnell gefunden und sprang hurtig die Treppen empor, ich, der Flüchtling, der böse Tedesco, dessen Kopf hier im Welschland unter Brüdern seine sechstausend Lire wert war. Freudig klopfte mein Herz, eilte ich doch zu einem Landsmann, dessen Familie ich in dem entsetzlichen Hungerwinter in Hamburg geholfen hatte.

Ein grosser, vierschrötiger Herr mit blassen, verängstigten Augen öffnete mir. Ich nannte meinen Namen und überreichte ihm das Empfehlungsschreiben seines Bruders.

Sichtbar erschrocken trat er einen Schritt zurück: „Sie sind Deutscher und wollen nach Spanien...? — um Gottes willen!"

Er schlug sich mit der Hand vor den Kopf und malte mir in den grellsten Farben aus, was mir bevorstände, wenn man mich in Italien ohne die Aufenthaltsbewilligung erwisch-

te... ja, und nicht nur mir!, auch allen denen, die mir bei diesem Wahnsinnsunternehmen Hilfe leisteten!

Ich verstand, auch wenn er das letzte weniger betont hätte. Eiskalt lief es mir den Rücken hinunter. „Es ist nicht meine Absicht", versicherte ich ihm kühl, „Sie in Ungelegenheiten zu bringen. Aber vielleicht gestatten Sie mir, mich in Ihrer Wohnung ein wenig zurechtzumachen. Eine durchhetzte Nacht liegt hinter mir und ein paar Fingerzeige..."

„Fingerzeige!" unterbrach er mich, „um Gottes willen!" Wieder griff seine Rechte nach der Stirn: „Ich bin als Deutscher hier selbst nur geduldet, weil ich in der Partisanengruppe Tigoletti als Dolmetscher diente." Er zitterte förmlich und sah mich beschwörend an.

Da packte mich die Wut und mit einem „Götz von Berlichingen" knallte ich die Tür hinter mir zu...

Wieder umbraust mich der Lärm dieser Weltstadt, die einst von den Kelten gegründet, von den Römern erobert und von Barbarossa zerstört worden war, bis sie sich nach wechselvollem Geschick zum grössten Industriezentrum Italiens entwickelte.

Warm lag der Nachmittag über den verstaubten Strassen. Der Krieg schien vergessen. Die Auslagen der Geschäfte boten einen Luxus dar, der selbst die verwöhntesten Augen auf sich zog. Die Preise waren hoch, und wer einen ungetrübten Blick für die Wirklichkeit hatte, erkannte bald, dass die alltägliche Not hinter diesem Schein nur mühsam ihr Antlitz verhüllen konnte.

Trotzdem machte „der Mann auf der Strasse" einen sorglosen Eindruck. Bertoli hatte recht: was scherte es den Ita-

liener, was nördlich der Alpen geschah? Deutschland, der Krieg, sein grausames Ende — lagen weit zurück. Man dachte nicht mehr daran, man wollte Geld verdienen und leben! „Nach uns die Sintflut!" lautete die Parole: „Wer hat, der hat! Wer nichts hat, muss arbeiten, bezahlen mit Schweiss und Schwielen!" Und das waren hier wie überall in der Welt die Arbeiter und kleinen Angestellten, die niemanden mehr unter sich haben und aus denen sich die Träger der Weltrevolution rekrutieren, in deren Zeichen heute unser Globus zittert.

Mein Weg führte mich an dem prächtigen, gotischen Dom vorbei. Sollte ich eintreten? Ich zögerte. Nein, Kirchenbesichtigungen waren für sorglose Touristen, für Leute, die Geld und Zeit hatten. Und beten...? In mir schwamm Bitterkeit und die pulsende Spannung des Kämpfers, dem es um alles ging.

Am Bahnhof studierte ich die Fahrpläne nach Genua, kaufte mir in einer Wechselstube fünftausend Lire und trat mutig an den Schalter.

„Ausverkauft!" sagte der Beamte, „kommen Sie morgen früh wieder."

Wohin nun? Es fing bereits an zu dämmern.

Da fiel mir der Kommunistenhäuptling ein. Ob ich es mal mit dem probierte? Das Blut stieg mir in die Schläfen. Wenn mich schon der Landsmann von seiner Tür wies, was hatte ich von dem Kommunisten zu erwarten? Aber was blieb mir schliesslich anders übrig?

Kurz entschlossen betrat ich eine Telephonzelle. Fieberhaft suchte ich im Verzeichnis: Grandi, Grondona... Györki... richtig da stand er ja. Györki! und dahinter: Dr. Ing. Via Garibaldi 2.

Erste Lichter flammten auf, als ich vor dem Haus stand, die breiten Marmortreppen emporstieg und die Klingel zog.

Dr. Ing. Laszy Györki, Exgeneral der ungarischen Pio-

niere, zweimal persönlich im Kreml von Stalin empfangen, nahm mich auf wie einen Bruder.

„Also von Oberst G. kommen Sie!" rief er sichtlich erfreut, was macht denn der alte Knabe aus dem „anderen Lager"? Es ist nett von ihm, dass er mich noch nicht vergessen hat!"

Die warme, väterliche Art des Mannes machte mir Mut und ohne Scheu erzählte ich ihm von meinem Vorhaben.

Während ich sprach, sah er mich mit seinen lebhaften, wie schwarze Diamanten funkelnden, dunklen Augen an, wie einen seltsamen Käfer und sagte dann langsam: „Also nach Spanien wollen Sie..."

Ich schwieg einen Augenblick. Etwas Faszinierendes schwebte um diesen schlanken, mittelgrossen Mann. Er mochte sechzig Jahre alt sein, das volle Haar leuchtete silbern, und die Züge seines durchgeistigten Antlitzes waren scharf und markant.

„Es ist meine Heimat", sagte ich dann leise.

„Sie werden sie sehr verändert finden", antwortete er lakonisch.

Darauf stellte er mich seiner Gattin vor, die jetzt ins Zimmer trat. Sie mochte zwanzig Jahre jünger sein als er und war eine zarte Frau mit den Augen einer Künstlerin. Sie war die Tochter eines griechischen Diplomaten, wie ich später erfuhr.

Es folgten Tage, für die sich allein meine zweite Schicksalsreise gelohnt hätte. Wie die Fortsetzung jenes Traumes war es, der mit Dolores begann, der in Bern und dem Karolinenhof weiterging und nun im Hause dieses ehemaligen Kommunistengenerals wieder Wirklichkeit wurde. Lazy liebte das Leben und verstand auch zu leben. Oft zitierte er: „Ich lebe und weiss nicht wie lange, ich wandere und weiss nicht wohin." Noch heute fühle ich warme Dankbarkeit für ihn.

„Tun Sie, als wenn Sie zuhause wären!" hatte er gleich

in der ersten Stunde gesagt und mir in seiner liebenswürdigen, offenen Art geholfen, dieses Zuhause in seiner eleganten Sechszimmerwohnung zu finden. Und was das Bad, das gute Essen, die erlesenen Getränke dem Körper, das war dem dankbaren Geiste die überragende Intelligenz dieses Mannes und der bezaubernde Reiz, der von Madame Delphina ausging. Als sie sich spät noch auf unser gemeinsames Bitten an den Flügel setzte, versank die Welt um mich her, diese ungeordnete Welt, die ihre Gaben so grausam und ungerecht verteilte. Wie auf ein kostbares Geschenk starrte ich auf die schönen, schlanken Finger, die wie verzaubert über die blitzenden Tasten glitten.

Madame Delphina spielte eine Sonate von Mozart. Gleich silbernen Wellen sprangen die Töne unter ihren Fingern hervor, sprühten die Triller, schimmerten die Perlenschnüre der Läufer. Sie war wirklich eine begnadete Künstlerin.

Am Morgen fuhr ich mit Lazy durch Mailand. Am Dom vorbei ging es, an dem überdimensional geplanten Ausstellungsgelände der Industriemesse, durch die Altstadt.

Mit einem Ruck hielt der Fiat plötzlich vor einem freien Platz, wo ein hoch über den Strassenrand ragendes Eisengerüst magnetisch den Blick auf sich zog.

„Eine Tankstelle?" fragte ich.

Lazy nickte: „Lesen Sie!"

Nun erst erkannte ich von Laienhand gemalte Pfeile. Unter jedem stand ein Namen geschrieben: Mussolini, Di Bono, Turati, Petacci, Farinacci... insgesamt sieben, der Duce in der Mitte. Fragend blickte ich auf meinen Begleiter.

„Hier hängte man die längst erstarrten Leichen Mussoli-

nis und seiner Getreuen zur Schau auf", sagte er ernst und ohne Spott.

Um uns brandete die mittägliche Strasse, Autos hupten. Strassenbahnen rumpelten vorüber. Schulter an Schulter eilten die Menschen — hierhin, dorthin. Niemand nahm Notiz von jenem grauen Henkerbalken mit den schiefen Pfeilen und dem Namen des Mannes, der jahrelang die Welt in Spannung gehalten hatte.

„Requiescat in pace!" murmelte ich vor mich hin, und einen Herzschlag lang war es mir, als glotzten mich von den Balken herunter die entstellten Leichen der sieben Gerichteten an; ich muss gestehen, dass mir übel dabei wurde. Unwillkürlich zog ich einen Vergleich mit Fra Diavolo, jenem legendären, sizilianischen Räuber, der auch erst erschossen und dann gehängt wurde, — jenem Phantasten, der Rom von den Franzosen befreien wollte und in dessen Brust das Verbrecherische so nahe dem Edlen wohnte. „In jedem Italiener steckt ein gut Teil Fra Diavolo", soll Rommel gesagt haben. Ja, aber...?

Da hörte ich die ernste, klare Stimme neben mir: „Sie setzten auf die falsche Karte, der Duce und sein Freund Hitler! Warum suchten sie nicht ihre Ideen, deren beste dem kommunistischen Manifest Karl Marx' entnommen waren, mit denen des Bolschewismus zu koinzidieren? Stalin hatte diesen Gedanken ernstlich erwogen. Kollektivismus hier, Kollektivismus dort. Wie stände Ihr Vaterland heute da, wenn dreiunddreissig Thälmann statt Hitler an die Macht gekommen wäre? Wo wäre der westliche Kapitalismus heute, wo England und sein Empire, wo Amerika mit seiner Atombombe?"

„Mithin hätten die Westmächte alle Ursache Hitler und Mussolini ein Denkmal zu errichten für ihren Sieg und nicht Mister Churchill als deren gefeierten Bezwinger!" bemerkte ich nicht ganz frei von Ironie.

Lazy lachte aus vollem Halse: „Churchill und der Besieger des Dritten Reiches... Ha, ha, ha! Nein, mein Junge! Weder er, noch Roosevelt, und wenn schon ein Sterblicher, dann Joseph Stalin oder besser: seine Idee! Nein, Hitler wurde ein Opfer der „divina providencia", jener Göttlichen Vorsehung, die er so gern zitierte, oder in unserer Sprache, der natürlichen organischen Entwicklung, die den Untergang des Abendlandes beschloss wie einst den Roms. Spengler prophezeite diesem Prozess einen Zeitraum von zweihundert Jahren, und hundert davon sind seit dem kommunistischen Manifest bereits vergangen. Entwicklung ist wie die Macht der Sonne: eine Wolke kann sie vorübergehend verdunkeln, aber immer wieder bricht sie sich Bahn."

Lazys Augen glühten: „Ja, der Faschismus war dem Augenblick verhaftet und von Wallstreet und London inspiriert, der Kommunismus aber ist allumfassend und radikal. Die Gegenwart mit ihren brechenden Zuständen ist ihm nur Brücke in die leuchtende Weite des Morgens, der ihm gehören wird. Unter Russlands Führung wird er die Kultur der nächsten Jahrhunderte bestimmen."

„Aber warum?" entgegnete ich, „hatte denn das Vergangene nicht so viel Schönes und Gutes?"

„Natürlich", gab Lazy zu „aber wir sind das Bessere, und das Bessere ist stets ein Feind des Guten. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!" Sehen Sie die Massen der Schaffenden, wie sie sich mühen, wie es unter ihnen gärt! Der Kommunismus wird sie erlösen, weil er die Zukunft ist, das Kommende, das B e s s e r e !"

Ich war froh, dass das Surren des Motors plötzlich wieder den Wagen füllte, doch erst, als wir die Stadt hinter uns hatten und mit hundert Kilometer Tempo durch das erfrischende Grün der Po-Ebene brausten, zerstreute sich der erregende Nachklang der kühnen Worte meines Begleiters, die meine Seele verwirrten.

Den Lunch nahmen wir bei Giannino, kein Name, sondern ein Begriff für jeden Fremden, der mit voller Börse und verwöhntem Gaumen nach Mailand kommt.

Abends besuchten wir die Skala. Wie soll ich diese Stunden wiedergeben! Heute in der Erinnerung waren sie der Höhepunkt meiner Reise. Laut Rommel ist jeder Italiener ein Fra Diavolo, ich aber sage: jeder ist ein Operettenstar, ein Sänger, ein Held in der Oper.

Wir hörten Rigoletto mit der Chiana, der Welt besten lebenden Sängerin, und mit Gigli. Nach jeder Arie brauste ein Orkan der Begeisterung durch den gewaltigen Kuppelraum. Die Menschen umarmten und küssten sich, lachten und weinten...

Im Süden fallen die Schatten kürzer. Nie hatte ich ein Vorurteil gegenüber Rassen, Nationen oder Religionen. Ich war Auslandsdeutscher und lernte die Toleranz wie das ABC in der Schule. Lehrte nicht Spinoza: „Man soll die Dinge weder beweinen noch verspotten, sondern sie nehmen, wie sie sind!" Und diese Weisheit des grossen jüdischen Philosophen galt mir auch für meine Beziehungen zu den Menschen: sie nehmen, wie sie sind! Aber mit diesem frenetischen Trubel konnte ich nicht mit! Etwas wie Neid stieg in mir auf, wenn ich an die zerrissenen und verzweifelten Gesichter der Menschen Deutschlands dachte. Wohin waren wir Deutschen gekommen mit all' unseren Idealen und Idolen, der hohen Auffassung von Ehre und Moral, Heldentum und Gefolgschaftstreue? „Der Deutsche Mensch muss umgeformt werden von Grund auf!", so lautete die Kardinalformel seiner demokratischen Befreier. „Schön, formt ihn um!" rufe ich euch zu, „aber lehrt ihn Diplomatie!"

Als die Abschiedsstunde schlug — viel zu schnell — fuhr mich Lazy an die Bahn. „Auch ich muss eine kleine Reise machen", sagte er.

„Ebenfalls nach Genua?"

„Weiter", lautete die Antwort, „nach Griechenland."

„Nach Griechenland? Auch mich wollte man dorthin vershanghaien", und ich erzählte ihm vom Portier des Continental-Hotels.

Einen Augenblick hielt Györki seinen Wagen an. Den Blick auf mich geheftet sagte er langsam: „Menschen, die sich begegnen sollen, finden zueinander, so oder so..." Er lächelte philosophisch in sich hinein, der Wagen zog erneut an, und während wir schweigend durch das Getriebe der Strassen glitten, hatte ich Zeit, über den Sinn seiner Worte nachzudenken.

Kurz ehe sich der Zug in Bewegung setzte, reichte mir Lazy einen Brief an einen Freund in Genua: „Gib ihn persönlich ab", schärfte er mir ein. Die nervige Rechte des Kommunisten umfasste zum letzten Mal die meine, und seine Augen schimmerten wie die eines Vaters, der seinen Sohn in eine ungewisse Zukunft ziehen lässt. Wie im Traum hörte ich seine sonore Stimme: „Solltest du in Spanien Schiffbruch erleiden, mein Junge, komm' zurück! Ich zeige dir den neuen Weg, deinen Weg. Das Licht kommt aus dem Osten!"

Wie durch die Wunderscheibe eines Kaleidoskops starrte ich auf die vorüberrollende Landschaft, deren Buntheit mit meinen erregten Gedanken traumhaft verschmolz. Station auf Station jagte vorüber. Immer noch stand ich am offenen Fenster, den Brief Lazy's in der Hand. „Spanien ist ein armes, verbrauchtes Land", hallten mir seine Worte nach, „ein Spielball des Kapitalismus und der Kirche, es hat keine Zukunft mehr. Ein Volk, das seinen geschichtlichen Zenith überschritten hat, kehrt nie mehr zu der einstigen Macht zurück..."

Ich wehrte mich. Nein, Lazy Györki, hier irrst du! Du kennst nicht die Heimat eines Velázquez, eines Murillo, eines

Cervantes, eines Calderón! Die Spanier sind heroisch, ihr Land ist das schönste der Welt, ein Licht — vielleicht das einzige — das uns vertriebenen Deutschen im Augenblick noch leuchtet.

„Das Leben beginnt südlich der Alpen!" Nie empfand ich dieses Goethewort tiefer als nun, wo der Zug sich mit Siebenmeilenstiefeln seinem Endziel näherte. Warm segnete eine verschwenderische Sonne die Landschaft, die ihre Berggirlanden weich gegen den strahlenden Himmelsgrund zeichnete.

Nun breitete der Golf von Liguria seinen sammetblauen Teppich vor mir aus. „Das Meer!" jauchzte meine Seele. Wie eine Mutter dünkte es mich, eine Mutter, die mich, den Inselgeborenen, segnete.

Als ich auf den Platz vor dem Bahnhof trat, reckte ich weit die Arme: Genova, die einstige grosse Rivalin Venedigs, riss verlockend ihre uralten „Tore zur Welt" vor mir auf.

Zu einem Besuch im Spanischen Konsulat war es zu spät. So liess ich mich treiben und landete schliesslich in einer kleinen Trattoria, wo ich einen Imbiss einnahm. Dabei zählte ich mein Barvermögen: etwas über zweitausend Lire. Tausend war der Tagesmindestbedarf, ohne Nachtquartier! Ich biss mir die Lippen wund... Nachtquartier? Aber wo?

Hotels und Pensionen nahmen keinen Fremden ohne das verdammte „Soggiorno", die Aufenthaltsbewilligung! Jede Nacht waren Polizeistreifen unterwegs, die strenge Kontrolle übten, mal hier, mal dort. Da erinnerte ich mich an den Brief Lazys. Vielleicht sprang mit ihm ein Tor auf, vielleicht erwartete mich auch hier eine Schwester Helene, eine Dolores oder gar — ein zweiter Lazy...?

Dann stand ich in der Via Roma, vor einem imposanten Gebäude, den Brief in der Hand. Nur zögernd stieg ich die granitenen, breitlagernden Stufen empor. Verwundert sah ich mich um und merkte nun erst, dass ich in einer Bank stand. Der Bote, dem ich den Brief hinhielt, führte mich an einen Schalter. Dicht hielt der Kassierer das Schreiben vor die kurzsichtigen Augen, warf mir einen Blick durch die dicken Brillengläser zu und zählte mir kühl und sachlich zehn Tausend-Lire-Noten auf den blankpolierten Tisch.

„Lazy!" dachte ich, „Lazy, guter Freund!" und von Dankbarkeit erfüllt eilte ich zum nächsten Postamt, ihm meinen Dank zu drahten. Dann schritt ich in gehobener Stimmung zum Hafen hinunter.

Schiff an Schiff reihte sich vor meinen Augen, ein Wald von Masten starrte in den leuchtenden Nachmittagshimmel, Krähne schwenkten ihre mächtigen Arme, Flaggen aller Nationen wehten in der leichten Brise. Von den Werften dröhnten Hämmer, schnurrten Sägen. Sprachen aller Herren Länder schlugen an mein Ohr, eine Melodie, die mein Herz berauschte und den Gang beschwingte. Ein Vergleich mit Hamburg und Bremen drängte sich mir auf, wo leere Molen und gesprengte Werften das „Vae victis!" zu verewigen schienen.

Unauffällig beobachtete ich die Molenzugänge. Polizei und Zoll hielten dort ein wachsames Auge, um Spaziergänger wie mich aber kümmerten sie sich nicht.

Zwei spanische Matrosen schlenderten an mir vorüber. Ihrem lebhaften Gespräch entnahm ich, dass sie auf der Heimreise nach Barcelona waren. Unauffällig folgte ich ihnen in die nächste Hafenkneipe.

Dort kamen wir schnell miteinander ins Gespräch. Sie gehörten zur Besatzung des „Ebro", der am Sonnabend die Anker lichtete, und heute war Mittwoch.

Um Mitternacht tranken wir Bruderschaft. Später begleitete ich sie zum Schiff und schlief mit ihnen im Mannschafts-

logis. Am Morgen aber jagte mich der Steuermann von Bord, und die Matrosen erhielten einen Verweis. Was scherte es mich? Die Nacht lag hinter mir...

Bestgelaunt betrat ich nach einem guten Frühstück den Vorraum des Spanischen Konsulats in der Via Brigata-Lituria. Bis zum letzten Platz angefüllt drängten sich hier die Landsleute. „Haben denn die Deutschen, diese jungen Deutschen, die die Freiheit wählten, alle dasselbe Gesicht?" dachte ich, „das Gesicht des verlorenen Krieges und eines Friedens, den niemand in Europa gewann...?"

Als einem der wenigen gelang es mir, zum Konsul vorzudringen. Seine Gnaden waren schlechter Laune. „Wir haben die Nase voll von den Deutschen", sagte er zur Begrüssung, „von morgens bis abends ist es immer dasselbe."

Ich dachte an Zürich, Bern und Genf, da war es auch immer dasselbe, und frisch log ich darauf los: „Ich bin Spanier, Herr Konsul!"

Er sah mich von unten herauf an: „Können Sie das beweisen?"

„Wenn Ihnen meine Sprache nicht genügt", entgegnete ich, „bitte, hier ist mein Abiturientenzeugnis!"

„Und wie sind Sie nach Deutschland gekommen?" fragte er lauernd.

„Ich war bei der Blauen Division", log ich weiter, „kam in russische Kriegsgefangenschaft und entfloh. Bitte!" Dabei reichte ich ihm meine Papiere aus Fürstenwalde hinüber.

Verlegen betrachtete er die kyrillischen Schriftzeichen und gab mir dann den Ausweis zurück: „Gut, ich werde mich Ihres Falles annehmen. Schreiben Sie sofort Ihren Eltern, dass sie Ihnen die behördlichen Unterlagen schicken sollen." Damit war ich entlassen.

„Den Eltern schreiben?" überlegte ich, als ich auf die Strasse trat, „unmöglich!" Meine Angaben stimmten ja nicht und mit meinem Schwindeln war ich nicht einen Schritt wei-

tergekommen. Vielleicht fand ich beim Roten Kreuz mehr Gehör und ich beschloss, mein Glück dort zu versuchen.

Auch der Vorraum des „Croce Rossa" war angefüllt mit deutsch-europäischem Schicksal. Genau wie der spanische Konsul wusste auch der Vorsitzende des IRK nichts mit den russischen Hieroglyphen anzufangen.

„Sind Sie etwa Kommunist?" fragte er plötzlich.

„Kein Kriegsgefangener kehrt aus Russland als Kommunist zurück!" erklärte ich ihm lakonisch.

Die Antwort schien ihm zu gefallen, und nach kurzem Zögern stellte er mir eigenhändig einen Roten-Kreuz-Pass aus.

Als ich ihn in der Hand hielt, glaubte ich meinen eigenen Augen nicht zu trauen. Da stand: Nationalität... staatenlos! Ein eigenartiges Gefühl beschlich mich, zumindest für die erste halbe Stunde. Staatenlos! Ich gestehe, ein „Soggiorno" für ein paar Wochen wäre mir im Augenblick lieber gewesen; aber immerhin, ich war zunächst das „deutsche Brandmal" los und damit auf meiner Reise zweifellos einen grossen Schritt weitergekommen...

Der Nachmittag sah mich wieder am Hafen. Drüben grüsste vom Heck des „Ebro" die rotgelbrote Flagge Spaniens. „Uebermorgen, alter Freund", dachte ich, „wirst du einen blinden Passagier an Bord haben."

Langsam schlenderte ich die breite Kaistrasse hinunter und beguckte mir die grossen amerikanischen Frachter, die hier ihre Nothilfe für Italien löschten.

Hier lernte ich Heinrich kennen, oder Enrique, wie er betonte, einen kleinen, rundlichen, asthmatischen Landsmann älteren Jahrganges. Unsere abschätzenden Blicke lauernd auf

einen grossen Transatlanter gerichtet, liefen wir uns direkt in die Arme.

„Ich gratuliere", sagte er und schüttelte mir die Hand wie einem alten Bekannten.

„Wozu?" entgegnete ich erstaunt und sah ihn fragend an.

„Zum Roten-Kreuz-Pass natürlich, Kamerad", lachte er, „ich sah dich heute morgen auf dem ‚Croce Rossa', du kamst so strahlend aus dem Direktionszimmer... Ich bemühe mich seit Wochen darum, komme aber nicht weiter. Wenn dieser Pass auch ‚de jure' wenig Wert besitzt, so kann man doch den Deutschen ablegen, falls man nur eine Fremdsprache beherrscht. Und das ist heute das Grosse Los!"

Während wir die Kaistrasse weiter hinunterschlenderten, klapperte Enriques Mundwerk ununterbrochen wie eine Mühle im steifen Nordost. Ich liess ihn reden und hörte zu. Er wusste hierzulande gut Bescheid, und so fiel ab und zu ein Brocken für mich ab, den ich als Gringo in Italien vielleicht einmal verwenden konnte. Er sprach nur spanisch, und als ich ihm einmal deutsch antwortete, brauste er auf: „Por Dios! Man bringt uns direkt von der Strasse nach Frascetti."

Spät am Abend führte er mich in sein „Albergo", ein schmutziges Absteigequartier in der Via Colombo, fünf knarrende Treppen hoch. „Der Wirt ist Spanier", sagte er, „und zuverlässig."

„Und wie steht's mit der Kontrolle?" fragte ich.

„Für den, der Geld hat, gibt es keine Kontrolle", lautete die Antwort, und blinzelnd fügte er hinzu: „Hinter der Küche ist ein dunkler Verschlag..."

Wieder hatte ich ein Dach über dem Kopf und einen Strohsack unter dem Hintern.

Fünf Stock unter uns versank der Lärm der Strasse, nur ab und zu ertönte eine Autohupe. Einschläfernd tönte vom Bett Enriques seine Stimme an mein Ohr: Neunzehn Jahre

war er als technischer Buchhalter in Spanien gewesen. Während des Bürgerkrieges diente er in der Legion Condor als Dolmetscher, dicht hinter der Front. Auch einen Orden erhielt er. General Moscardó selbst heftete ihn ihm an die Brust. „Ja, ja!" seufzte er. „Im Jahre 46 verhaftete man mich von der Strasse weg und brachte mich über ein halbes Dutzend Gefängnisse nach Deutschland in das berüchtigte Gefangenenlager auf dem „Hohenasperg"..."

Hier überwältigte mich die Uebermüdung. Im Einschlafen hörte ich noch etwas von „polnischer Bewachung, Gummiknütteln, Vitamintabletten...", dann nahm mich Morpheus in seine Arme.

Am Morgen dachte ich nicht mehr an die Erzählung des Kameraden, erst später fiel mir alles wieder ein, als ich ihn in seinem heissgeliebten Spanien wieder traf, zum letzten Mal, kurz vor seinem erschütternden Tode.

Als ich die Augen aufschlug, sass Enrique bereits angezogen auf dem Bettrand.

„Jetzt werde ich es ihm beweisen", sagte er auf mein „Guten Morgen!" und zeigte stolz auf die Jagdbeute der vergangenen Nacht: einundzwanzig tote Wanzen!

Der Wirt aber gab diesem „corpus delicti" ein anderes Vorzeichen. Grinsend erklärte er ihm, dass er ausziehen müsse, wenn er noch einmal so viele Wanzen auf seiner Matratze finden würde.

Auf der Strasse trennten wir uns. Enrique trat seinen morgendlichen Gang zum Roten Kreuz an, während ich zur Mole hinabschlenderte. Ungesehen gelangte ich an Bord der „Ebro". Mein Freund, der Bootsmann, lud mich zum Mittagessen ein. „Und der Erste Offizier?" fragte ich vorsichtig.

„Ist an Land", schmunzelte er und fügte hinzu: „den sehen wir erst bei der Abfahrt wieder. Monatelang bleibt er auf dem Kasten hocken, wenn er dann aber mal von Bord geht, macht er gleich ein paar Nachtschichten."

Die Gelegenheit, sich auf dem Schiff umzusehen, war günstig. Der Bootsmann bemerkte meine forschenden Blicke und legte mir vertraulich den Arm um die Schulter. „Es gibt genug Verstecke an Bord!" lachte er, „für einen Blinden Passagier, der auf Komfort keinen Wert legt." Da erschloss ich mich ihm.

Der Abend riss ein gewaltiges Loch in meinen Beutel. Mehr als zweitausend Lire gingen zum Teufel. Eine richtige Seemannskehle ist unstillbar, und der Muskateller floss in Strömen.

Weit nach Mitternacht schlichen wir die Gangway hinauf. Alles an Bord schlief. Ich atmete auf, das Schwerste lag hinter mir. Mein Rucksack befand sich bereits an Bord, und der Bootsmann zog mich jetzt einen dunklen Fall hinunter. Lautlos öffnete er eine Art Verliess und flüsterte: „Die Segellast!" Noch einmal drückte er mir die Hand: „Buena suerte! Camarada!" und zog leise die Tür hinter sich zu: „Viel Glück, Kamerad!"

Tiefe Dunkelheit umgab mich. Dann nahmen die Gegenstände in der Taukammer langsam Gestalt an. Durch das kleine Bullauge schwamm spärlich ein fahler Schein der rötlich flackernden Molenbeleuchtung. Ich unterschied Trossen, Tauwerk und Segelzeug in wildem Durcheinander. Wo sollte ich mich hinbetten?

Frontsoldaten sind abergläubisch. Auch ich war es im Felde geworden. Unwillkürlich zählte ich die Knöpfe meiner grauen Jacke: Backbord, Steuerbord, Backbord, Steuerbord... Dann vergrub ich mich hinter einer riesigen Trosse zur Linken, dachte noch einmal kurz an die Via Colombo, an Enrique und die einundzwanzig Wanzen und schon forderten der Wein und die späte Stunde ihr Recht...

Polternde Tritte auf dem eisernen Deck über mir ersetzten mir in der Frühe den Wecker. In dem schmutzigen Lichtrund des Bullauges klarte fahl der erwachende Tag. „Noch ein

paar Stunden", dachte ich, „dann schwimmen wir auf dem freien Meer!" und verzehrte guten Mutes meinen Brotknust, nahm einen tüchtigen Schluck aus der Wasserflasche und wartete auf das erste Heulen der Sirene.

Die Zeit verfloss schnell unter dem Klappen der Luken und Rattern der Winden, deren Fauchen überalterten Motorrädern glich. Allmählich verebbte der Lärm, Kommandos ertönten. Nun fing ich an, die Viertelstunden zu zählen, die Minuten.

Jetzt! Jetzt heulte die Sirene auf und erschütterte das Schiff bis in den letzten Winkel. Wie von fremder Hand gestossen duckte ich mich tiefer in mein Versteck. Mein Herz begann zu jagen. Stiess nicht das Schiff schon von der Mole ab? Plätscherten die Wogen nicht stärker gegen die Bordwand? In mir jubelte es: „Frei! Frei!"

Zu früh! Schwere Männerschritte kamen eilig die eiserne Treppe herunter, die Tür wurde aufgestossen, ich hielt den Atem an...

„Verrat?" war mein erster Gedanke. Doch nein! Die Vorholtrosse war gerissen, und ausgerechnet die, unter der ich lag, war der Ersatz. Hätte ich doch einen Knopf mehr oder weniger an meiner grauen Jacke gehabt!

Der Steuermann erkannte mich gleich wieder. Da half kein Bitten und Schwindeln. „Ja, ja", lachte er höhnisch, „wir wissen schon, mein Junge, dass du hier auf die Elektrische gewartet hast!"

Eine Stunde später stand ich im Stadtgefängnis vor dem Kadi.

„Ihre Papiere?" fragte der alte Mann mit der klassischen Glatze.

Ich reichte ihm den Roten-Kreuz-Pass.

„Und das ‚Soggiorno'?"

Was nützte es, dass ich den alten Reim herbetete von der Flucht aus russischer Kriegsgefangenschaft und dass ich heim zu meinen Eltern wollte! Der Glatzkopf hob nur den rechten Daumen und nickte über die Schulter zur Tür hin. Zwei Polizisten erhoben sich von der Bank und „Gewehre rechts, Gewehre links..."

Auf dem Wege zur Zelle dachte ich an meinen Rucksack und das treue Stadtköfferchen, die nun ohne mich auf Nimmerwiedersehen nach Barcelona unterwegs waren. Hoffentlich liess man mir meine Brieftasche.

Es ging gut. Im Fourrierraum erhielt ich Löffel und Essnapf, welch letzterer einem kampferprobten englischen Stahlhelm glich und eine dünne Matratze. Dann knackte hinter mir eine schwere Stahltür ins Schloss.

Einen Augenblick stand ich wie betäubt und gewahrte nicht, dass mich Männer umringten. Da schlug eine lachende Stimme an mein Ohr: „Sie sind der dreizehnte, Kamerad!" Eine Hand streckte sich mir hin, sie gehörte dem Exgeneral der Flieger, der oben bei St. Moritz das Gelände rekognosziert hatte.

„Sie hier?" fragte ich beglückt und verwundert zugleich.

Er erzählte kurz, militärisch. Es klang wie ein Witz. Ein Grenzgänger hatte ihn herübergebracht. Auf der Bahn ging alles klar. Aber in Genua hatte man ihn festgenommen, kaum dass er den ersten Fuss auf die Strasse setzte. „So geht's einem, wenn man anständig ist", lachte er verbittert, „ein Partisane, dem ich auf dem Rückzuge das Leben schenkte indem ich ihn laufen liess, erkannte mich..."

„Und nun?" fragte ich teilnehmend, ohne an mein eigenes Geschick zu denken.

„Haltung!" entgegnete er verbissen, „und abwarten — wie alle hier."

Ich schaute mir die anderen Gefangenen an. Ihre Gesichter gaben auch mir Haltung und Stärke. Züge wie gemeisselt, ungebeugt: Deutsche, Oesterreicher und zwei Nordländer, die auf deutscher Seite gegen den Kommunismus kämpften.

Der Raum war klein, schmal und hochstrebig, ursprünglich wohl nur für sechs Mann bestimmt, was aus den sechs eingebauten Bettstellen hervorging. Ein Gitterfenster spendete spärliches Licht. Unter ihm befand sich der Lokus, der von den Insassen mittels einiger Wäschestücke neutralisiert worden war. Die Enge lastete, aber wir alle waren Soldaten, — eine Handvoll Schiffbrüchige auf dem wildbewegten Meer europäischer Not, die schwimmend das andere Ufer erreichten, das sich jedoch als eine zerrissene, unbarmherzige Steilklippe entpuppte. Wir kannten Schwereres, und Not und Tod hatte uns das Schönste gelehrt, was es unter Männern gab: Kameradschaft! Dreizehn Gefangene, dreizehn hart angeschlagene Schicksale, die den erdrückenden Raum bis zum Bersten füllten und — keine Klage! Deutsche Sauberkeit war Devise, Ordnung, Disziplin! Ein früherer Oberst, ein langer Infanterist, fungierte als Stubenältester. Kurz vor Kriegsende verlor er den linken Arm. Nun war er unterwegs, sich nach Süd-Afrika durchzuschlagen, wo sein Bruder farmte.

Zunächst wurde gemeinsam meine Matratze entlaust, und als ich dabei achtlos meinen Zigarettenstummel wegwarf, tönte es sofort lachend aus dem Munde des langen Obersten: „Drei Tage Stubendienst oder fünf Zigaretten in die Zellenkassette!"

Freigebig reichte ich mein volles Etui herum. Wir pafften wie die Schlote, es war ein ermunternder Beginn. Dann ging es ans Erzählen.

So flossen die ersten Tage dahin. Das Essen war nicht besonders reichlich, aber warm und im Vergleich zu Freiburg eine Delikatesse! Auch hier hatten wir Zusätzliches, der eine dies, der andere jenes. Ein Wärter, der versteckt ein Mussolini-

Medaillon auf der Brust trug, besorgte uns Zigaretten, Wein, Insektenpulver.

Des Mittags führte man uns zur Entlüftung, aber nicht im Kreise herum auf engem Raum und im Schatten dicker Gummiknüppel wie in Freiburg, sondern in einen geräumigen Hof mit viel Sonne, nach der wir dürsteten, und manchmal eine geschlagene Stunde lang.

Es gab kein Verhör, nicht eine einzige Frage wurde gestellt, und über das Ungewisse hinweg, das wie Blei auf unseren Schultern lastete, half uns das All-für-einander-dasein und die herzliche Kameradschaft.

Der Oberst gab den Ton an, immer wieder hatte er neue Einfälle. „Die Abendstunden sind das Entscheidende im Leben eines Gefangenen!" lautete seine Parole, „zergrübelt bringen sie schlaflose Nächte, die Körper und Geist zermürben." Daher ordnete er Vorträge an, Abend für Abend. Jedes Thema war recht, — auch Politik, aber ohne erhitzende Polemik.

So kam es, dass heute dieser, morgen jener mit dem Bleistift in der Hand, gebückt über seinem Thema sass, ein armseliger Gefangener, der für Stunden Zelle und Gegenwart vergass, denn es war ein kritisches Auditorium, das seines Vortrages wartete: keiner unter uns, der nicht das Abitur, das Offizierspatent oder einen Studiennachweis besass... und schnell wurde mir klar, dass Kultur nur zum wenigsten eine Sache der Satten und Reichen war. Nein! In diesem kläglichen Raum war mehr Kultur als in hundert Palästen.

Ein Biologe sprach über die Zerstörung der Städte. Millionen wanderten vor den englischen Phosphorteppichen aufs Land, führte er aus, besonders Frauen und Kinder, erstarkten, blieben erhalten und mit ihnen die lebendige Blutwelle, die heute wieder die Städte speist. Umgekehrt wäre die Katastrophe viel schlimmer gewesen.

Ein anderer behandelte das Thema Russland-Deutschland. „Von ihnen hängt das Schicksal der Erde ab", rief er aus,

„diese beiden Völker haben die tiefste Kraft im Dulden, Leiden und Ueberwinden. Daher müssen sie zueinander finden — trotz alledem..."

Meine Gedanken wanderten zurück: „Was hatte Unterleutnant Tukuloff damals gesagt, und Lazy?"

So verstrich eine Woche nach der anderen.

Anfang Oktober sprach der Oberst. Tagelang hatte er an seinem Thema gearbeitet wie ein junger Dozent an der ersten Vorlesung. Weitausholend begann er mit Plato, dem Lehrer des Absoluten, im Gegensatz zu Sokrates, dem Verfechter des Relativen, sprang dann von Heraklit und Demokrit — Verneinung und Bejahung — mitten hinein in das deutsche Schicksal. „Das ‚Entweder-Oder', das ‚Alles oder Nichts' ist von jeher unser Untergang gewesen", legte er dar. „Sieg oder Tod!" seit den Nibelungen her! In blinder Gefolgschaftstreue tötete Hagen das Kind und brach damit jede Brücke der Verständigung hinter sich ab. Kein Kompromiss, keine Toleranz! Siegen oder Sterben! Nur einer, Friedrich der Grosse, entging dem Untergang, der einzige in der deutschen Geschichte...

In dieser Nacht lag ich lange, gedankenverloren auf meinem Strohsack. Draussen vor dem vergitterten Fenster sang leise die Nacht, eine warme, weiche, levantinische Nacht. Wer würde recht behalten? Der sonnenfrohe Demokrit, der als einer der seltenen Naturforscher der alten Griechen die Entwicklung der Welt zur Vollkommenheit voraussagte, zu jener Wahrheit, die allein erlöst, oder der finstere Heraklit, der eine Rückwärtsentwicklung ins Primitve, ins Chaos, prophezeite? Caesar oder Dschingis Khan?

Am nächsten Tag sollte ich meinen Vortrag halten. Zum Thema hatte ich mir den heldischen Todeskampf der Guanchen gewählt, jener edlen Ureinwohner der Kanarischen Inseln, die im fünfzehnten Jahrhundert der „anima cristiana" der spanischen Eroberer erlagen und als Stamm, Volk und Rasse restlos ausgelöscht wurden.

Alles um mich herum versank, während ich Bogen auf Bogen füllte. Mitten in meiner Arbeit raschelte der Schlüssel im Schloss. „Häftling Sievers zur Direktion!" befahl die Stimme des Wärters, der das Mussolini-Medaillon versteckt auf der Brust trug.

„Was gibt's?" fragte ich leise, als wir über den Korridor schritten, „Frascetti?"

Er lachte in sich hinein und schüttelte den Kopf: „Besuch, eine Dame!"

Der Glatzkopf, der bei meiner Einlieferung nur den Daumen gehoben und über die Schulter genickt hatte, empfing mich mit betonter Liebenswürdigkeit.

„Sie sind entlassen", sagte er höflich, „und hier haben Sie das Soggiorno" für eine Woche. In dieser Frist müssen Sie Italien verlassen haben."

Einen Augenblick kam es mir vor, als wanke der Boden unter mir. Dann hatte ich mich gefasst und — wie es über meine Lippen kam, weiss ich nicht mehr — bat darum, mich noch eine Nacht bei meinen Kameraden zu lassen. Mein Vortrag...

Der Glatzköpfige schüttelte lächelnd den Kopf: „Tutti i Tedeschi sono pazzi!", alle Deutschen haben einen Spleen. „Von mir aus...? Aber...", er deutete auf eine mit Tisch und zwei Stühlen möblierte Ecke.

Ich schnellte herum und glaubte meinen Augen nicht zu trauen: D o l o r e s !

Wir fielen uns in die Arme, ich küsste sie. Vergessen waren alle Kameraden und der Vortrag.

Wie ein junges Paar nach der Trauung stiegen wir seelig die abgetretenen Stufen des Gefängnisses hinab. „Wie hast du mich nur gefunden?" fragte ich sie immer wieder.

Dolores lächelte: „Ich suchte dich, und auf dem spanischen Konsulat fand ich deine Spur. Als ich dann eines Tages las, dass man vom Dampfer „Ebro" einen „Blinden" herun-

tergeholt hatte, fühlte ich sofort dass es sich nur um dich handeln konnte.''

„Anfänglich waren alle meine Bemühungen ergebnislos'', fuhr sie fort, „aber der Mann meiner Freundin verfügte über grossen Einfluss und... voilà!''

„Dolores!'' flüsterte ich nur. Tiefe Dankbarkeit erfüllte mich, und stolz schritt ich an ihrer Seite dahin, das „Soggiorno'' noch immer wie einen Talisman in der Hand. Nun hatte ich acht Tage lang „Urlaub'' von der Flucht, acht Tage lang brauchte ich vor keiner Uniform in eine Seitengasse zu verschwinden, keine verwanzten Absteigequartiere aufzusuchen mit heimlichen Schranktüren und dunklen Verstecken...

In einem Gartenlokal ging es ans Erzählen. „Erst du'', lachte sie, und schon war ich mitten drin.

Wie leicht lässt sich doch über Vergangenes plaudern! Auch über das Schwere! Welch grosser Unterschied klafft zwischen Zunge und Tat, zwischen berichten und erleben! Flüssig gleiten die Worte dahin...

Dann kam Dolores an die Reihe. Bei ihr war alles klar gegangen. Der alte Schweizer vom Insel-Hotel in Konstanz hatte sein Wort gehalten. Mit einem Tagesschein kam sie nach Zürich. Dort lag alles bereit wie erwartet: Pass, Geld und das Durchreisevisum durch Italien. In Genua war sie bei ihrer Freundin abgestiegen und — hier machte Dolores eine lange Pause — morgen ging ihr Schiff nach der fernen Heimat! Es war der Wehmutstropfen der Bitternis, der in den Becher unserer übersprudelnden Freude fiel. Aber so ist das Leben...

Doch unsere Jugend liess uns nicht grübeln. Wenige, selige Stunden schenkte uns das Schicksal, und wir waren ihm dankbar dafür.

Dolores nahm mich mit ins Haus ihrer Freundin. Unwillkürlich zog ich einen Vergleich mit dem Empfang bei Lazy. Auch hier nahm man mich auf wie einen Heimgekehrten.

Des Abends wurde mir zu Ehren musiziert. Hugo Wolf's

italienische Serenade schwebte in zartem Filigran durch den Raum. Ein Himmel tat sich auf, ein Kinderhimmel voller Süsse und Lauterkeit. Kein Meister aus der Zauberwelt der Töne verstand es besser, die deutsche Seele zu offenbaren, als Hugo Wolf, der ewige Sucher der Schönheit, der von Weltschmerz erfüllte Ethiker...!

Am nächsten Mittag stand ich auf der Mole und winkte letzte Abschiedsgrüsse zur „General Osorio" hinüber. Warum bin ich nicht mitgefahren? Heute noch bereue ich es. Getarnt als Gepäckträger von Dolores wäre es mir ein leichtes gewesen, an Bord zu kommen, und meine Reise hätte einen kürzeren und einfacheren Verlauf genommen...

Neue Wanderung begann, bergauf, bergab — ohne Ebene. Hoffnungsfunken flammten auf, verglühten. Spurlos wie die Schritte eines Wanderers im Wüstensand verwehten Stunden und Tage, verblassten Begegnungen und Ereignisse. Die Ungewissheit, das „Was nun?" würgte mich quälend an der Kehle, doch bald machte ich mich frei davon, lebte nur noch dem Augenblick und liess mich von ihm lenken.

„Hatte ich denn überhaupt Grund zur Klage?" fragte ich mich. Ich war jung, gesund und frei! Führte mich nicht mein Ziel den Weg ins Glück wie der Kompass den Schiffer über das bewegte Meer?

In einer schmutzigen Taverne der Vorstadt war es, am letzten Tage meines „Soggiorno". Ein Blinder, von einem kleinen Mädchen geführt, tastete sich zur Tür hinein. Auf den ersten Blick sah ich es ihnen an: Tedeschi!

Ich hatte keinen Grund mich zu verstecken und lud das seltsame Paar an meinen Tisch. Sie kamen aus Rom die bei-

den, Vater und Tochter, geradenwegs aus dem Vatikan, wohin sie gewallfahrtet waren. In der Peterskirche hatten sie den grossen Zeh des Standbildes des ersten Apostels geküsst.

Seit Tagen hatte ich mir keinen Wein mehr gegönnt und kaum geraucht. Jetzt aber liess ich auffahren. Was waren meine Sorgen gegen das Leid des armen Blinden!

„Und jetzt wollen Sie nach Hause zurück?" fragte ich.

„Nach Hause...?" Sein bitteres Lachen zerriss mir das Herz. Wenn blinde Augen lachen, ist es, als sähe man im Maiensonnenschein in ausgebrannte Fensterhöhlen.

„Welcher Deutsche hat heute ein Zuhause?" fuhr er nach einem Seufzer fort, „nein, unser Ziel ist Cuba."

„Haben Sie dort Verwandte?"

Er schüttelte den Kopf: „Weder Verwandte noch sonst wen, nicht einmal Einreisepapiere." Und nun schlug er vor mir die letzten Seiten seines Lebensbuches auf.

Musikprofessor war er gewesen in einer westdeutschen Stadt. In einer Bombennacht brannte ihm der Phosphor die Augen aus. Unter den Trümmern des Heims begraben lag seine Lebensgefährtin. Auf einer Blindenschule hörte er von dem grossen Blindenheim auf Cuba. Dahin war er nun unterwegs mit seinem kleinen Töchterlein, das einzige, das ihm geblieben. Dort hoffte er, eine Lehrstelle zu erhalten.

Ergriffen fasste ich die Hand des Mannes. Wieder lächelte er, diesmal aber wie ein Priester, wie ein Pilgrim, der fanatisch den Weg des Kreuzes schreitet. In stummer Verehrung blickte ich auf die weissen Schläfen, die hageren, leiddurchfurchten Züge, die von entbehrungsreichen Tagen und kummervollen Nächten zeugten.

Welche Ueberwindung, welche Kraft und welcher Glaube! Ohne irgendeine Zusage, ohne Ausweise, kaum ein paar Groschen für die nächste Mahlzeit in der Tasche, blind und ein hungerndes Kind an der Seite... Ich will nach Cuba! Dort, ja dort...!

So sind die Deutschen, ob jung oder alt! Gebt ihnen ein Ziel, einen neuen Glauben, ihnen, die nicht atmen können ohne Streben und Arbeit...

Während des Abendessens, zu dem ich die beiden eingeladen hatte, erzählte ich von mir und meinen Plänen. Aufmerksam hörte mir der Blinde zu und als ich geendet hatte, sagte er:

„Fahren Sie nach Rom, in den Vatikan, und fragen Sie nach Pater Ferdinand, seine Verbindungen reichen weit, er wird Ihnen helfen." Dabei nestelte er ein mit Siegel und Zeichen versehenes Schriftstück aus der Tasche seiner verschlissenen Lederjacke: „Lesen Sie!"

Der Alte hatte recht. Dieses Empfehlungsschreiben öffnete ihm die Tür aller Missionen, kein guter Katholik würde ihm seine Hilfe versagen.

Eine Weile verplauderten wir noch. Dann erhob sich der Blinde plötzlich, fast ruckartig. „Wir müssen weiter", sagte er, „zum Hafen. Vielleicht..."

Warm schüttelte ich ihm die Hand und strich leise über den blonden Scheitel des Töchterchens an dessen Hand er jetzt zur Tür wankte...

Noch eine Nacht schlief ich gewissermassen „staatlich konzessioniert" in Genua. Mein Entschluss stand fest: Auf nach Rom! Am besten war es, wenn ich den Omnibus nahm. Er kostete mehr als die Bahnfahrt und der Fahrpreis verschlang meine letzten Lire, aber die Züge wurden wieder scharf kontrolliert.

Auf dem Wege zur Abfahrtsstelle ging ich noch einmal an der Post vorbei. Dort lag ein Brief Lazys. Er war gut von

seiner Reise zurückgekehrt und vor ein paar Tagen zufällig mit dem spanischen Konsul in Mailand bekannt geworden. „Sollten Sie diese Zeilen in Italien noch erreichen", schrieb er, „dann kommen Sie getrost nach Mailand. Der hiesige Konsul ist eine einzigartige Persönlichkeit, der Ihnen seine Hilfe bestimmt nicht versagen wird..."

Was nun? Immer wieder stellte mich das Schicksal vor schnelle Entscheidungen. Einen Augenblick kam ich mir vor wie Buridans Esel, der zwischen zwei Heuhaufen verhungerte, weil er nicht wusste, von welchem er zuerst fressen sollte. Doch diesmal zählte ich es nicht an den Knöpfen meiner Jacke ab: mein Ziel blieb Rom!

Die Fahrt an dem Stiefel der Halbinsel hinunter wird mir ewig unvergesslich bleiben. Blauspiegelndes Meer, sonnenbeschienene Berge, weites Flachland, über dem sich der Himmelsdom an jenem überklaren Herbsttage wie eine azurne Glocke wölbte.

Schon einmal wanderte ich diese gesegnete Strasse als junger Panzersoldat Rommels. Damals zogen wir gegen „Engelland". wie es in dem schönen Liede hiess. Heute war ein Brite mein Platznachbar, ein humorvoller, sympathischer Mann. mit dem es sich gut plaudern liess, und als in Pisa eine kleine Fahrtpause eingelegt wurde, durchstreiften wir zusammen die Strassen und standen staunend vor dem „Schiefen Turm". einem der sieben Weltwunder dieser Erde.

Die reichhaltigen Auslagen der Schaufenster hemmten immer wieder unsere Schritte, und einmal fragte mein Begleiter nicht ohne Spott: „Hat nun Italien eigentlich den Krieg gewonnen oder verloren? In England sind die Läden leer."

Ein böses Wort drängte sich mir auf die Lippen, ein böses Wort. Beinahe hätte ich es ausgesprochen, beinahe... Aber warum sollte ich den freundlichen Briten an meiner Seite kränken-! Und so erzählte ich ihm einen Witz, den ich von

Lazy gehört hatte. Es handelte sich dabei um die Eingliederung Luxemburgs in den Marschallplan.

Truman: Wieviel Kommunisten sind in Ihrem Land?

Luxemburg (stolz): Keine!

Truman: Dollaranleihe wird abgelehnt.

Luxemburg an Sforza in Rom: Sendet Minenarbeiter, nur Vollkommunisten!

Sforza zurück: Bergleute ja, aber keine kommunistischen, benötigen sie für Marshallplan.

Old England schlug mir lachend die Hand auf die Schulter. Ich fasste ihn am Arm und zog ihn in die nahe Bar, wo er einen Black and White ausgab...

Am späten Abend überreichte ich Pater Ferdinand in den heiligen Hallen des Vatikans die Karte des blinden Musikers. Der Geistliche war ein grosser, vierschrötiger Mann mit gesunden, ausgeprägten Zügen. Die dunkelbraune Kutte der Franziskaner gab ihm eher das Aussehen eines wohlgenährten Landarztes, der nach Feierabend das berufliche Habit mit dem Hausrock vertauscht hatte, als das eines entsagungsvollen Gottesstreiters des „Ordo fratrum minorum".

„Wollen Sie auch nach Cuba?" fragte er.

Bescheiden brachte ich mein Anliegen vor, verschwieg nichts, auch nicht, dass mein „Soggiorno" abgelaufen war und ich keinen Centesimo mehr in der Tasche hatte.

Pater Ferdinand versprach mir seine Hilfe. Wir assen gut, tranken nicht weniger und beteten auch.

Die erste Nacht verbrachte ich im Vatikan. Wie ein Klang aus dem Jenseits fiel vom Turm der Peterskirche der Schlag der Stunde.

Am Morgen führte mich Pater Ferdinand durch den Mammut-Palast des Heiligen Vaters mit seinen mehr als tausend Zimmern und Räumlichkeiten. In der Sixtinischen Kapel-

le schlugen wir das Kreuz und beteten in den Stanzen. Andächtig bewunderte ich die überwältigende Kunst Raffaels. Dann siedelte ich in eine kleine Pension unweit des Vatikans über, an die mich Pater Ferdinand verwiesen hatte.

Ein Tag nach dem anderen floss den Tiber hinab. Stundenlange Spaziergänge verkürzten mir die Zeit. Ueber die sieben Hügel der Ewigen Stadt wanderte ich, stand erschauernd vor dem Kapitol, besuchte den Quirinal und durchstöberte die Ruinen des Kolosseums.

Die Spuren des Alten Roms, auf denen ich wandelte, das Heidnische, Imperialistische Rom, dessen Weltreich vom Ozeanus bis zum Indush und von den Säulen des Herkules bis zum Bernsteinmeer reichte, zog mich unwiderstehlich in seinen Bann. Lange stand ich sinnend vor dem Kapitol, in dem zerfallenen Gemäuer schwang noch immer der schauerliche Ruf des Feldherrn der Gallier: „Vae victis! Wehe den Besiegten!" Zweieinhalb Jahrtausende waren seither vergangen, doch wird es jemals anders sein, solange die Völker ihre Probleme durch Krieg, Zerstörung, Vernichtung und Versklavung zu lösen meinen...?

Das Rom von heute war das Rom des Vorkrieges geblieben. Statt der aufgetakelten, straff disziplinierten Schwarzhemden zogen heute lange Schlangen streikender Arbeiter durch die Strassen, statt der erfrischenden „Giovinezza..." erklangen heute revolutionäre Kampflieder. Nur die grosse Marmortafel am Eingang des Kolosseums, auf der das faschistische Italien seine Gebietsexpansionen darstellte, fehlte. Wer wird ihr Erneuerer sein — und wann? Wie sagte der junge

Faschist, der die Leiche seines erschossenen Bruders in Mailand suchte? „Der Duce machte nur einen Fehler, der alles scheitern liess, er mass sein Volk mit dem Mass eigener Grösse und verwechselte das alte Rom mit dem neuen Italien...”

Seit Jahrhunderten und heute mehr denn je ist die Katholische Kirche eine die Welt umspannende Grossmacht, der gefürchteste Gegner des Kommunismus und stärkste Hort des Friedens. Wer daran zweifelt, ziehe gen Rom, und lasse eine halbe Stunde lang die Riesenkuppel der grössten aller Kirchen auf sich wirken, die Michelangelo schuf. Benommen von der gigantischen Gestaltungskraft dieses grössten Baumeisters aller Zeiten folge er dem Strom der Pilger, die unablässig durch den hohen Wandelgang zu der riesigen Petrusstatue wallfahrten.

Auch ich beugte mich andächtig über den grossen Zeh des heiligen Apostels und stand seltsam bewegt in seinem Grabgewölbe.

Als ich aus der Peterskirche trat und in tiefem Sinnen den grossen Platz überschritten hatte, wandte ich noch einmal den Kopf. Um die Riesenkuppel spielten die goldenen Strahlen der scheidenden Sonne, wie ein Heiligenschein. Benommen stand ich so und konnte mein Auge nicht von dem zauberhaften Bild losreissen.

Da fiel mich plötzlich eine Gedanke an wie ein böser Hund. „Sollte das alles dem Untergang geweiht sein?” fuhr es mir durchs Hirn. Ich musste an die Atombomben denken, an das atomisierte Hiroshima, an Mütterchen Russland, das sich in einen reissenden Wolf verwandelt hatte, der zähnefletschend mit blutigen Lefzen sprungbereit an der Elbe stand...

Nach Ablauf einer Woche zeitigte meine Romreise ihr erstes Ergebnis. Pater Ferdinand händigte mir ein Empfehlungsschreiben aus, wie ich es bei dem blinden Musiker gesehen hatte. Damit stand ich unter dem Schutz aller katholischen Missionen der ganzen Welt. Auch auf dem spanischen Konsulat hatte der Geistliche mehrmals vorgesprochen. Ein Telegramm nach Madrid war abgegangen, und er hoffte, mir schon in den nächsten Tagen das Visum für Spanien übergeben zu können.

Ich jubelte! Doch die Zeit ist im Vatikan noch billiger als das Beten, und als eine weitere Woche verstrichen war, hielt ich es vor Unruhe nicht mehr aus. Sollte ich noch länger hier warten, oder das Schicksal wieder in die eigene Hand nehmen? Die vielen Heiligen und die Zeitlosigkeit, die sie ausströmten, machten mich verzweifeln.

Da sass ich nun eines Morgens auf einer halbzerbröckelten Bank vor einer Taberne am Rande der Stadt, wohin mich mein Spaziergang geführt hatte, und starrte in mein Glas Syphon. Am Strassenrand gegenüber stand ein schwerer Lastkraftwagen. Die Motorhaube war hochgeklappt, und der Fahrer hantierte an der Maschine. Mal knatterte es aus dem Auspuff gleich der Revaille eines trunkenen Tambours, mal knallte der Vergaser auf wie ein Rohrplatzer eines 10,5 Geschützes. Endlich schien der Fahrer befriedigt, klappte die Motorhaube herunter, wischte sich die schmutzigen Hände in einem noch schmutzigeren Lappen ab und trat freundlich lächelnd an meinen Tisch:

„Un poco di acqua, prego", bat er.

Ich füllte mein Glas mit dem sprudelnden Nass und reichte es ihm.

„Ja", meinte er, nachdem er es geleert hatte, „ich habe heute noch eine weite Reise vor mir."

„Nach Sizilien?" fragte ich teils aus Höflichkeit, teils weil meine Gedanken gerade bei einer schönen Sizilianerin

verweilt hatten, die ich als junger Soldat in einem kleinen Dorf bei Taormina küsste.

„Nein", antwortete er lakonisch, „nach Mailand."

Eine Boe peitschte mein Blut. „Nach Mailand?" rief ich schnell, „nimm mich mit!"

Einen Augenblick sah er mich eher prüfend als überrascht an, dann tauten seine Züge plötzlich auf und dicht an mich herantretend, sagte er: „Tu sei Tedesco".

„Ja, ich bin Deutscher", gab ich zu.

„Ich kenne dich", lachte er, „du warst bei Rommel. Kriegskameraden!" er schüttelte mir die Hand.

Fünf Minuten später war ich mit dem Lastwagen unterwegs nach Mailand.

Unentwegt sprach der quicklebendige Italiener auf mich ein. Ein buntes Kauderwelsch war es, mit dem er sich mir verständlich zu machen suchte, italienisch untermischt mit deutschen und spanischen Brocken, die er beim Bürgerkrieg in Spanien aufgeschnappt hatte. Eine herrliche Fahrt war es, und die Stunden sanken in den Strassenrand wie damals auf dem Blitzfeldzug gegen Tobruk, wo Antonio meiner Kompanie als Fahrer zugeteilt war.

Anders die Kilometer. Erst spät in der Nacht machten wir Rast in Florenz. Einen Knust trockenes Brot, einen halben Liter Wein und eine Baumwolldecke — ich schlief wie bei Muttern.

Am Morgen schrieb ich an Pater Ferdinand, dass ich bald zurückkäme, und dann ging es weiter durch die alte, ehrwürdige, sonnendurchflutete Stadt. Vorbei an dem Palazzo Vecchio, dem altgotischen Santa Croce, führte der Weg. Vom Turm der heiligen San Lorena läutete ein dünnes Glöcklein den Angelus ein. Schönes Firenze, Perle Toscanas! Welcher Sterbliche kann sich deinem zauberhaften Reiz entziehen? Hier reichte am blumenbekränzten Brückensaum Beatrice dem liebenden Dichter die Hand, ihm, dem Erfahrenen, dem kein

Himmel, keine Hölle fremd war und der das Glück lehrte, weil er wusste, dass es den Menschen besser machte. Unsterblicher! Wer liest heute noch deine „Göttliche Komödie"? Ihr Weltbild, einst erschütternde Wirklichkeit wurde zum Mythos, das Ptolomäische Weltsystem zum Kopernikanischen! Komm' zurück, grosser Dante! Schreibe uns das Weltbild des zwanzigsten Jahrhunderts, das der Atombomben, der Konzentrationslager und der Phosphorteppiche...

Lazy selbst öffnete mir.

„Ist Ihr Gepäck noch auf dem Bahnhof?" fragte er lachend.

„Schon in Barcelona", antwortete ich und berichtete von meiner missglückten Abreise mit der „Ebro".

„Never mind that...", tröstete er, „aber warum haben Sie mir nicht sofort aus dem Vatikan geschrieben? Ich verfüge dort über die besten Verbindungen." Dann kam er gleich auf den spanischen Konsul zu sprechen: „S o o o ein Mann!" sagte er.

Nach dem Essen fuhren wir gleich zur Piazza San Fedele. Ein Caballero empfing uns, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, wie ich bisher wenige in dem Kunterbunt meines Lebens kennenlernte. Benommen von der freundlichen Begrüssung, dem klaren, unausweichlichen Blick, brachte ich mein Anliegen vor, zeigte ihm meine Papiere, nannte Referenzen. Vielleicht war ich dabei ein bisschen zu bescheiden. Aber der kluge Menschenkenner half nach: „Haben Sie keine Hemmungen, bitte, ich verstehe die Deutschen nach wie vor, und das Schicksal Ihres Vaterlandes trifft mich, als wäre es das meiner Heimat." Dankbar sah ich ihn an, während er seiner Berliner Sekretä-

rin, die er allen Widerständen zum Trotz behalten hatte, zwei Telegramme diktierte. Das eine ging an das spanische Aussenministerium nach Madrid, das andere nach Las Palmas auf Gran Canaria.

Als wir unsere Zigaretten zu Ende geraucht hatten, drückte mir Don Ignacio die Hand. „Ein wenig Geduld", ermunterte er, „ich bringe Sie zu Ihren Eltern, ganz bestimmt! Und wenn die Herrschaften zuhause mir Schwierigkeiten machen, auch ohne sie."

Wie ein Frontsoldat mit einem dreiwöchigen Urlaubsschein in der Tasche, sprang ich die blitzblanken Stufen hinunter. Das „ganz bestimmt!" des Konsuls beflügelte mich. Deutlich spürte ich: das war keine Phrase, keine konventionelle Lüge. Das war das Wort eines Mannes, unterschrieben von Haltung, Augen und Händedruck.

Die nächsten Tage gingen dahin wie jene bei meinem ersten Besuch in der Via Garibaldi. Wieder schenkten mir meine Gastgeber grosszügig ihre Liebe wie einem heimgekehrten Sohne. Eines Nachmittags besuchten wir auch die grosse Industrieausstellung, die kürzlich eröffnet worden war. Die Sinfonie an Linien, Statuen und Bauten allein schon gestalteten den Besuch zu einem Ereignis. Durch ein verwirrendes Viel von Apparaten und Maschinen der Musterschau führte mich Lazy und blieb dann vor zwei supermodernen Drehbänken stehen.

„Der letzte Schrei!" sagte er, „alles übertrumpft!"

„Aus den USA?" fragte ich.

„Made in Germany!" lachte er die Antwort, „und von mir geliefert!"

Ich sah ihn überrascht an.

„Jede Ausstellung in der Welt ohne Deutschland ist unvollständig", sagte er ernst, „auch heute noch, oder gerade heute!"

„Dresden-Budapest-Mailand!" fuhr er fort, „Demontage,

ein sehr dehnbarer Begriff. Die Engländer verschachern eure Fabriken nach Indien und Australien oder zerstören sie, um die Konkurrenz auszuschalten. Die ‚bösen Brüder' jenseits des Eisernen Vorhangs aber lassen sie weiterarbeiten und..."

„...verschachern unsere Produktion!" fiel ich ihm ins Wort.

„Zugegeben!" lachte er, „aber die Kuh bleibt im Stall und den deutschen Schaffenden erhalten. Die Besitzfrage ist im Augenblick völlig sekundär, es ist absurd, sie zu diskutieren. Man wird sie, vielleicht schon bald, von einem höheren Forum aus regeln."

Lazy schwieg und nahm erst im Erfrischungsraum das Thema wieder auf: „Ja, wir Ingenieure sind die Führer der Technik und als solche für deren Gesamtentwicklung verantwortlich, auch in sozialer Hinsicht." Seine Augen flammten: „Wir wollen nicht die Usurpationslust im Lager der kapitalistischen Imperialisten stärken und ihnen durch unsere Erfindungen unbegrenzte Möglichkeiten geben. Auch nicht der ‚Roboter', der Maschinenmensch, ist unser Ziel. Nein! Erst durch die Weltplanwirtschaft, die nur kollektiv gesteuert werden kann, wird die Technik erlöst und zum Befreier der darbenden Massen.

Eine Woche verging und wieder begannen die Geister des Zweifels in mir zu rumoren. Da, endlich kam der erwartete Bescheid vom Konsulat. Schon lange vor der angesetzten Stunde stand ich auf der Piazza Fedele. Noch war die Tür verschlossen. Aber durch das weitgeöffnete Tor von San Ambrogio, der ältesten Kirche Norditaliens, drang dumpf das Gemurmel der Gläubigen. Ich warf einen Blick hinein. Ein paar

Frauen und einige alte Männer sassen in den grauen Bankreihen und drehten ihren Rosenkranz. Was würde mir die nächste Viertelstunde bringen? Fast hätte auch ich gebetet...

„Die Antwort aus Las Palmas ist eingetroffen", empfing mich der Konsul mit derselben Liebenswürdigkeit wie vor einer Woche. Aber sein Gesicht war ernst, und um den Mund zuckte es herb wie bei einem Menschen, der um ein Ideal betrogen wurde.

„War Ihr Vater Mitglied der NSDAP?" fragte er plötzlich, „oder sonst irgendwie politisch tätig?"

Ich erschrak. Was war mit meinem Vater?

„Nein!" antwortete ich bestimmt, beinahe heftig, „mein Vater war immer ein liberaler Geist und lehnte die Auslandsorganisation der Partei ab. Allerdings machte er kein Hehl aus seiner grossdeutschen Einstellung als unerlässliches Gegengewicht gegen den erstarkenden Bolschewismus."

Wieder zuckte es um den Mund des Konsuls. „Sie müssen nach Hause", sagte er, „heute mehr denn je. Haben Sie noch etwas Geduld, es ist da noch eine Kleinigkeit zu klären."

Wie ein Schlafwandler wankte ich die Treppen hinunter. „Haben Sie noch etwas Geduld!" Immer wieder hörte ich es — Jahre schon; ein abgeleierter, billiger Reim! Nein! Ich hatte keine Geduld mehr, nicht eine einzige Minute mehr! Der Germane in mir stand auf, der Faust, der quälende Unruh, der sich unglücklich fühlte, weil er verharren musste.

In widerstreitende Gedanken verloren betrat ich einen Friseurladen zum ersten Mal in Italien. Stur blickte ich auf mein Spiegelbild, während der schwarzgelockte Figaro mit Kamm und Schere hantierte. Da stiess ich im schrägen Winkel auf zwei helle Augen. Einen Moment nur, dann schlugen sie nieder. Doch schon trafen sich unsere Blicke wieder.

„Warum liess sich der junge Mensch das schöne blonde Haar schwarz färben?" dachte ich bei mir und versuchte in seinen Augen zu lesen. Zwinkerten sie mir nicht zu oder...?

Spiegel sind falsch! Doch nun zwinkerte ich auch. Die hellen, blauen Augen lachten. Wir verstanden uns: Tedeschi! Zwischen Stuhl und Spiegel, Spiegel und Stuhl schwebte dieses Schicksalswort unausgesprochen.

Ausgesprochen wurde es wenige Minuten später, als wir uns hinter den Stühlen verstohlen die Hände schüttelten. Mein Bruder hätte er sein können, der Landsmann, er war gross und hager, seine Fäuste glichen Vorschlaghämmern.

„Schulze", stellte er sich verschmitzt lachend vor, „Mayer", antwortete ich ebenfalls lachend. Segeln nicht heute im Ausland alle Deutschen unter falschem Namen?

„Warum d a s ?" fragte ich und deutete mit einer Kopfbewegung auf sein frischgeschwärztes Haar.

„Aus Sicherheitsgründen", antwortete er, „schwarz deckt gut. Ich reise über Frankreich nach Spanien und dann weiter nach Buenos Aires."

„Mit oder ohne?"

„Ohne, natürlich!" lachte er grimmig, „ich pfeif' auf sämtliche Visa. In Rom bin ich gewesen, in Venedig und Genua, weiss der Teufel wo... immer ist es dasselbe: „Haben Sie noch etwas Geduld, kommen Sie morgen wieder, in paar Tagen...'. Den Buckel sollen sie mir jetzt alle runterrutschen! Ein halbes Dutzend KZ-Lager und Gefängnisse habe ich schon hinter mir, auf ein paar mehr kommt's nun auch nicht mehr an."

Einen Augenblick stand ich wie gelähmt. Das, was mein Landsmann da in Worte gefasst hatte, waren meine eigenen Gedanken. Recht hatte er, tausendmal recht! In mir wallte es auf, ich blitzte ihn an und drückte seine Hand wie den Kolben eines Gewehrs. Unser Pakt war besiegelt.

Dann wandte ich mich an den Barbier: „Komm', Figaro, färb' auch mir den Schopf!"

Das war meine erste Begegnung mit Paul, dessen Familiennamen ich erst viel später erfuhr, viel später und aus dem Briefe meines Vaters, dessen Inhalt mich wie die Keule eines Riesen traf...

Auf den Türmen und Zinnen der Stadt verglühten die letzten Strahlenbündel scheidender Sonne, als wir vor den Toren einen Anhaltebahnhof suchten. Fortuna liess uns das Grosse Los ziehen: ein leerer Personenwagen nahm uns mit nach Turin und ein Stück darüber hinaus. In einer kleinen Waldschenke fanden wir ein billiges Nachtquartier. Lazy hatte mir zum Abschied ein kleines Köfferchen geschenkt und Frau Delphina ihn mit einer vortrefflichen Wegzehrung gefüllt.

„Bis an die Grenze reicht's!" meinte Paul mit vollem Munde kauend, „und etwas habe ich auch." Dabei zog er zwei schweizer Zehn-Franken-Noten aus einer versteckten Gürteltasche. „Meine eiserne Reserve", lachte er, „heute in Frankreich ein Vermögen."

Gleich nach dem Essen legten wir uns nieder, und als ich mir die billige Baumwolldecke über die Nase gezogen hatte, flogen meine Gedanken traumumflort zurück nach Milano, zu dem freundlichen Konsul und in die Via Garibaldi, und auf einmal tönten wieder Lazys Worte an mein Ohr: „Scheiterst du in Spanien, kehr' zurück... ich reihe dich ein in die neue Front."

Ein Lastzug brachte uns am nächsten Morgen nach Cavour. Dort schnitzten wir uns einen handfesten Knotenstock und wanderten die Nacht hindurch der französischen Grenze zu.

Die Landschaft erinnerte mich an die kanarischen Inseln:

hier wie dort Gestein, zerrissene Klüfte, steil abfallende Hänge und bizarre Felsgruppen, deren Konturen der Mond gegen einen dräuenden, von Wolkenschleiern verwirrend durchwobenen Himmel zeichnete.

Paul bewies sich als Mordskerl, als ein Kamerad, mit dem man durch dick und dünn gehen konnte. Müdigkeit kannte er nicht. Seine prachtvolle Laune, die Heiterkeit, die von ihm ausging, das gedankliche Beiseiteschieben jeder Schwierigkeit machten ihn schnell zum wirklichen Freund. Von Berchtesgaden kam er zu Fuss über die Alpen, mit prallem Rucksack und den Kopf voller Illusionen. Ein Alter, den er unterwegs getroffen, hatte ihn begleitet. Auch er wollte nach Spanien, zurück zu seiner Familie, der mehr als Sechzigjährige.

Im Morgengrauen suchten wir uns eine Höhle. Paul hatte Erfahrung und „im Gebirge ist es sicherer bei Vater Stein als bei Mutter Grün", so hatte es ihn der ‚Alte' gelehrt.

Die ersten Abendschleier trieben uns weiter. Eine Sennhütte lag an unserem Weg, die Bewohner hantierten in der nahen Scheune. Vorsichtig stiegen wir durchs Fenster, tankten Frischmilch und stopften unsere Taschen voll Käse. Um Mitternacht standen wir auf einer Bergzinne und blickten auf französisches Gebiet.

„Viel Bewachung scheint hier nicht zu sein", konstatierte Paul, „am Brenner war es schlimmer, damals, mit dem ‚Alten'..." Er starrte schweigend vor sich hin, der sonst so lebhafte Magdeburger, der vier Semester Polytechnikum studiert und, aus dem Kriege zurückgekehrt, nichts als Trümmer vorgefunden hatte.

„Ja, damals am Brenner", fuhr er fort, als spräche er zu sich selbst, wobei er Wort für Wort betonte, „dieselbe Nacht, derselbe Mond, dasselbe Bild! Sieben Stunden waren wir über Berg und Tal gehetzt. Der Alte keuchte und keuchte. Plötzlich warf er die Hände hoch, ein stöhnendes Röcheln, dann fiel er mir tot in die Arme." Wie ein fremdes Wesen stand

Paul, vom Mondlicht fahl entstellt, und nickte sich selbst Bestätigung.

„Was tatest du mit dem Toten?" fragte ich, mehr um ihn aus seiner Erstarrung aufzuwecken, als aus Anteilnahme am Leid fremden Schicksals, denn offen muss ich's gestehen: mein Herz war hart geworden in den Wirrnissen der letzten Jahre. Gott im Himmel! Wie manchen guten, kaum erkalteten Kameraden hatten wir eingebuddelt im Wüstensand, in feuchtem Lehm, und manchmal, wenn der Boden zu hart gefroren war, nur im Schnee...

Paul hob einen Stein auf und warf ihn selbstverloren zu Tal, seine Hände zitterten. Dann richtete er sich auf und sah mich fremd an.

„Was sollte ich tun, Hanns?" antwortete er. „Vielleicht hätte es mich den Kopf kosten können, wenn man mich bei der Leiche fand. So nahm ich ihm Ring, Uhr und Brieftasche ab und verscharrte ihn, — wie einen Hund!" fügte er bitter hinzu. „Die Stelle habe ich mir genau gemerkt."

Er sah mich mit einem seltsamen Blick an, als wollte er etwas Schicksalhaftes ergründen. Eine unausgesprochene Frage stand auf seinen halbgeöffneten Lippen. Dann sagte er langsam: „Möchtest du wissen, wo es war...?"

„Nein", entgegnete ich fest, „ich will von Leid nichts mehr wissen. Lass' Vergangenes vergangen sein! Wir müssen alle durch den reissenden Strom, der eine erreicht glücklich das rettende Ufer, der andere versinkt. Keiner kann dem anderen helfen. Komm'!"

Vorsichtig marschierten wir auf schmaler Bergspur weiter in die Nacht hinein, die still und voller Rätsel war. Finster kauerten die Wälder unter steilen, nackten Felsen, über die der Mond sein Silber schüttete...

Zwei Tage später stand ich mutterseelenallein auf dem Marktplatz von Narbonne.

Anfangs hatte alles geklappt wie am Schnürchen. Ohne dass man uns nach dem „Woher und Wohin?" gefragt hätte, waren wir nach St. Veran, einem idyllischen Bergstädtchen in Le Parpaillon gekommen. Paul hatte mich untergehakt und so schlenderten wir die bucklige Dorfstrasse hinab. Vor dem Rathaus hielt der Autobus nach Avignon.

Die Fahrt wurde uns beiden zum Erlebnis. Eingekeilt zwischen die tanzfreudige Jugend des Städtchens, die zu einer nahen Kirmes fuhr, ging es mit Gesang die langen Kehren hinab. Freudig stimmten wir immer wieder in den lustigen Kehrreim ein, der mir noch heute in den Ohren klingt:

„Je suis trop joli, madame, pour ça que vous voulez,
Je suis trop joli, madame, pour ça que vous aimez..."

Erst als die fröhliche Gesellschaft ausgestiegen war, kam es mir so recht zum Bewusstsein, welch' herrliches Gut doch die Jugend ist! Sie versteht sich immer, sie kennt keine Feindschaft, — das ist ihr Privileg! Und nicht nur die Jugend des eigenen Landes, auch die Jugend der Völker, auch die deutsch-französische, und sie vielleicht besonders, weil sie seit Jahrhunderten das Opfer des Nichtverstehens ihrer Väter war.

Am Flüsschen Durance schien es uns ratsam, den Autobus zu verlassen. Hier lief an dem erhöhten Ufer die Eisenbahn mit seinen unruhigen Fluten um die Wette.

An einer Steigung warteten wir die Dunkelheit ab, dann sprangen wir auf einen schwer mit Baumstämmen beladenen Güterzug, der asthmatisch den Berg hinaufkeuchte. Zwischen den Hölzern fanden wir ein gutes Versteck.

Kurz vor Cap sprangen wir die Böschung hinab, schlugen einen weiten Bogen und gingen von Westen her in die Stadt. Reibungslos rollte sich das Einwechseln der schweizer Franken Pauls ab. An der Bahn lösten wir Billets nach Narbonne und passierten ungehindert die Sperre.

Der Zug war mit Angestellten und Arbeitern überfüllt, die den Sonntagmorgen benutzten, um zum Hamstern aufs Land zu fahren. Man diskutierte, stritt und schimpfte auf de Gaulle, den Papst und die Regierung in Paris.

„Petkov wird hingerichtet!" las jemand aus der Zeitung vor.

„Geschieht ihm recht!" rief einer, „warum setzte er auf den verfluchten Westen! Chiang Kai Schek wird es auch nicht besser gehen..."

In eine kleine Pause hinein sagte mein Nebenmann: „Die Deutschen kommen wieder, zusammen mit den Russen. Besser wäre es, alle Deutschen rechtzeitig zu kastrieren und die Russen auch. Alle, die vom rechten Ufer des Rheins kommen, sind Barbaren."

„Nicht nur die über'n Rhein kommen", berichtigte der Petkov-Mann, „alle Menschen sind Barbaren, wenn sie in Massen auftreten."

Die Diskussion wurde immer lebhafter und wilder. Zum Schluss schrie alles durcheinander und skandalisierte: es war ein getreues Spiegelbild europäischer Politik, die Gefahr läuft, Weltpolitik zu werden. Arme Welt!

In Avignon leerte sich der Zug. Wir bekamen Sitzplätze und schliefen abwechselnd bis Narbonne. Und hier in der alten, südfranzösischen Handelsmetropole erwischte es meinen Kameraden.

Erinnerungen aufzufrischen ist meist unnütz, zum mindesten aber Enttäuschung. Paul wurde seine Sentimentalität zum Verhängnis. Ich hatte ihm abgeraten, immer wieder. Aber hört denn ein Verliebter? Später erst verstand ich, warum er in die Falle lief — laufen musste wie ein hungriger Fuchs ins Eisen.

Bis auf den Marktplatz der Stadt hatte ich ihn noch bekommen, dann aber war es aus. „Ich muss Lucienne noch einmal sehen", sagte er, „sie wohnt dort draussen um ein paar

Ecken. Während der Besetzung rettete ich sie aus den Klauen der Gestapo. Ich bin gleich zurück."

Geduldig wartete ich drei, vier, fünf Stunden. Paul kam nicht. Da schrieb ich ihn ab wie so manchen vor ihm und nach ihm. Der Verlust traf mich schwer, der Kamerad fehlte mir auf Schritt und Tritt. Dazu kam, dass ich kein Geld mehr hatte und mein Köfferchen vor Leere gähnte.

Die Nacht verbrachte ich in einem ausrangierten Güterwagen hinter dem Bahnhof und am Morgen begab ich mich tippelnd auf die Walze nach Perpignan. Von dort wollte ich über die Pyrenäen nach meinem Dorado Spanien. Der Gedanke an dieses gastfreie Land beflügelte meinen Schritt.

Nach mehrstündiger Wanderung begegnete ich zwei jungen, heftig diskutierenden Männern, die in spanisch auf sich einsprachen. Sie hatten verwegene Gesichter, aber auch ich sah wohl schon seit langem nicht mehr bürgerlich aus. Nach kurzem hin und her schloss ich mich ihnen an und folgte ihnen in das rotspanische Lager, in dem sie untergebracht waren.

Formalitäten gab es da nicht. Der Lagerführer nahm mich ohne weiteres auf. Es herrschte komplette Anarchie, jeder tat, redete und diskutierte, was er wollte. Nur ein Wunsch war allen gemeinsam in dieser schmutzigen, verlausten Holzbarakke: sie wollten zurück in die Heimat... aber wie?

Am folgenden Tag hielt ich grosse Wäsche, brachte Ordnung in das Wenige, das mir noch verblieben und schloss mich dann einer Arbeitsgruppe an, die für karges Entgeld beim Strassenbau beschäftigt wurde.

So gingen ein paar Tage ins Land. Ich schaufelte, hackte, schleppte Steine und wurde gut Freund mit einem jungen Andalusier, der sich nach seiner sonnigen Heimat verzehrte. Er war ein harmloser Bursche, der genau so wenig von Politik verstand wie ich. Das Leben in der Verbannung hing ihm zum Hals heraus, und eines Abends gestand er mir, dass er sich zum Kursus nach Toulouse gemeldet hatte. „Und wenn ich

zehnmal am Galgen ende", sagte er, „ohne die Heimat mag ich nicht mehr leben."

Ich wusste, was „der Kursus in Toulouse" bedeutete. Dort wurden junge Leute sechs Wochen lang in den Praktiken des modernen Bürgerkrieges ausgebildet und dann mit falschen Papieren und genügend Geldmitteln versehen über die spanische Grenze gebracht.

Einen Augenblick spielte auch ich mit ähnlichen Gedanken. Vielleicht war es die einfachste Art hinüber zu gelangen. Aber bald verwarf ich diesen Plan wieder. Es war ein schmutziges Spiel, und ergriff man mich, wer würde meinen Beteuerungen Glauben schenken...?

Am Samstag mittag erhielt ich meine erste Löhnung. Sie lief mir zwischen den Fingern fort: ein Paar neue Socken, eine Krawatte, Seife, Zigaretten...

Ueberlegend schlenderte ich durch die Strassen des kleinen Ortes, dessen Namen meinem Gedächtnis entfallen ist. Aus einer pompös aufgezogenen Bar tönte Musik. Ich ging hinein, obgleich der Rest meiner Löhnung nicht einmal mehr für ein Glas Wasser reichte.

Mit der Nonchalance eines Lebemannes kletterte ich neben einen amerikanischen Soldaten auf den Hocker. Der glotzte mich an wie alle echten Yankees, frech, naiv, unbelastet.

Mich ritt der Teufel. „Einen knobeln?" fragte ich.

Der Amerikaner schob seinen Kaugummi auf die andere Seite und spuckte einmal weit im Bogen ins Lokal: „Okay!"

Ich gewann einmal, zweimal, dann gewann er. Wir stiessen miteinander an.

„A very good drink", meinte er.

Ich nickte: „Es gibt bessere."

„Verstehst du was davon, old chap?"; er sah mich lauernd an.

„Und ob! Ich bin Mixer!" log ich.

„Goddam!" brüllte Willy, „und ich Kantinenfeldwebel, „heute habe ich meinen Mixerboy gefeuert. Hast du Lust?"

Willy bezahlte alles, und am nächsten Morgen stand ich bereits hinter der Theke und „mixte" drauf los. Ein paar Rezepte waren mir bekannt, und mit der weissen Jacke nebst dazugehöriger Mütze, die ich mir von einem Kellner geliehen hatte, sah ich ziemlich echt aus. Jeden Cocktail verstärkte ich mit einem Schuss Gin und ein paar Tropfen Angostura, sparte nicht mit Eis und Zitrone und „je heftiger desto besser"! Gesoffen wurde alles, und Willy war bald mein bester Freund.

„Wir sind alle Virginia-Boys" prahlte er einmal, „und trinken aus Heimweh. Das musst du verstehen. Anfangs war es herrlich, man jubelte uns als Befreiern zu. Die Weiber s o o o ! Er zählte die Finger beider Hände ab. „Aber heute...", mein Freund Jimmy stimmte melancholisch den Yankee-Doodle an.

In der zur Bar gehörigen Küche arbeiteten fünf deutsche Kriegsgefangene. Ich half ihnen, soweit ich es vermochte. Oftmals war ich nahe dran, die Maske zu lüften. Auch sie litten unter Heimweh, waren krank daran, — nicht aus Ueberfluss! Dennoch, ihre Verpflegung war gut, aber Abend für Abend wurden sie in ihr Quartier gesperrt, das einem Käfig glich.

Fast zwei Wochen arbeitete ich so. Meine Brusttasche schwoll von Dollarscheinen. Ein paar Wochen noch, dann wollte ich abhauen nach Perpignan. Ein Führer über die Pyrenäen durfte nicht schwer zu finden sein. Der Dollar war ein guter Schlüssel für alle Türen.

Doch das Schicksal will es immer anders als menschliche Voraussicht. Eines Tages waren zwei Kriegsgefangene verschwunden. Man munkelte, dass sie nach Spanien hinüber wollten und von dort nach Hause. Am Nachmittag kam eine französische Polizeikommission. Alle Angestellten wurden einem scharfen Verhör unterzogen. Mich führte man ab.

Willy protestierte, spuckte seinen Kaugummi auf den Bo-

den und krämpelte die Aermel auf. Aber es nützte nichts: ich wurde Gast bei Marianne. Und wieder: Wasser, altes Brot und Wanzen.

Endlich kam ich vor ein Militärgericht. Nur gut, dass ich meine Originalpapiere in der Bar hinter den Flaschen gelassen hatte, — sonst sässe ich heute noch da! So legte ich die in Genua von einem geschickten Fotografen gefälschten Kopien vor, die anstatt der deutschen Nationalität die spanische trugen.

Es war ein Verhör wie in einem Mordprozess. Aber in Verhören war ich ja erfahren! Ich gab knappe, klare Antworten und behauptete stur immer wieder dasselbe: Spanier, Blaue Division, Kriegsgefangener, nach Genua geflohen. In aller Seelenruhe legte ich meinen Rote-Kreuz-Pass und die russischen Papiere vor.

Die östlichen Hieroglyphen verfehlten auch hier ihre Wirkung nicht. Das grosse, unbekannte Russland, die rätselhafte Sphinx, Hoffnung vieler Millionen, Angst vieler Millionen...!

Freundlicher fragte der Richter: „Und was wollen Sie jetzt beginnen, wie haben Sie sich das weiter gedacht?"

„Am liebsten möchte ich mit den Amerikanern nach God's own country reisen", erwiderte ich.

Ein Beamter hatte das Verhör mitgeschrieben von Anfang bis Ende, jede Frage, jede Antwort. Es galt, auf der Hut zu sein.

Schon am übernächsten Morgen fand ein neues Verhör statt, vor neuen Beamten und in einem anderen Zimmer, wie nach vorgedrucktem Exemplar...

Ich lachte innerlich. „Ihr fasst mich nicht", dachte ich, „ich kenne meinen Reim!" Auf jede Frage dieselbe Antwort, prompt, präzise, mit der Exaktheit eines Ultrachronometers.

Plötzlich fragte der Richter: „Warum haben Sie sich denn Ihr Haar färben lassen?"

Auf diese kniffliche Frage hatte ich mich schon lange vorbereitet und ohne mit der Wimper zu zucken, entgegnete ich: „Mein Haar ist nicht gefärbt, monsieur le juge, es ist der bekannte Haarwechsel nach Typhus. Sieben Wochen lag ich daran in Genua."

Ruhig hielt ich seinen durchbohrenden Blicken stand, während sich mir der Magen umdrehte und ich heimlich betete, es möge kein Arzt unter den Anwesenden sein.

In die Stille hinein polterte Freund Willy, frech, kauend, lustig und arrogant wie immer: „Halloh Juan...!"

Der Richter bot ihm freundlich einen Stuhl an und beriet sich dann flüsternd mit den Beisitzern. Ab und zu warf er einen flüchtigen Blick in die Akte und fragte dann den Sergeanten, ob er für mich bürgen wolle.

„Of course", lachte Willy und schenkte ungeniert allen Anwesenden ein Päckchen Camel, das ein jeder ebenso ungeniert in die Tasche steckte.

„Dann sind Sie entlassen, Monsieur Sievers!" sagte der Richter.

Ich verbeugte mich: „Merci, monsieur le juge!" und wandte mich ab.

Doch kaum war ich drei Schritte nach der Tür zu gegangen, da tönte es hinter mir in klarem, fliessenden Deutsch: „Bitte, Herr Sievers, kommen Sie noch ein mal zurück!"

Stur ging ich weiter, als ginge mich alles hinter mir nichts mehr an und dankte im Stillen meinem Schöpfer, dass ich auch um diese Falle wusste.

Am Abend schwang ich wieder den silbernen Mixbecher. Aber ich traute dem Frieden nicht. Fremde Gesichter gingen um, und so erschloss ich mich meinem Freund Willy.

„Damned!" fluchte er, „hau' ab!" Er war ein echter Yankee mit einem fixen Schuss Gangsterblut in den Adern. Und zwei Tage später nahm er mich in seinem Wagen mit nach Perpignan.

„Good bye, boy", ein letzter Händedruck, „and have o good trip!"

Noch lange winkte ich seinem Wagen nach: „Good bye, friend Willy!"

Nach kurzem Suchen fand ich die spanische Bodega, von der ich im Lager gehört hatte, und gab dem Wirt das Zeichen.

Er musterte mich einen Augenblick und nickte dann: „Muy bien, muchacho! Komm' hier herein!"

In einem verschlagartigen Nebenraum sassen wir uns gegenüber und „berochen" uns.

„Es ist dicke Luft drüben", meinte der Schankwirt nach längerem Schweigen, „vier Polizeisperren! Alles wird verhaftet! Man hat Angst, dass ‚Rote' einsickern!"

Ich lächelte überlegen: „Que importa! In drei, vier Tagen lässt die Wachsamkeit wieder nach." Dabei reichte ich ihm meine Papiere.

Der Wirt brummte etwas in den Bart. „Papier hin, Papiere her!" sagte er, „zeig' den Dollar! Er ist das beste Papier, auch drüben!"

Ich griff in die Brusttasche und gab ihm ein paar Scheine. Dafür überreichte er mir einen maschinengeschriebenen Zettel mit einem verschnörkelten Zeichen als Unterschrift und einer Adresse.

Mit diesem wertvollsten Dokument meiner bisherigen Reise gelangte ich nach Pethus, das die Grenze berührt. Es goss in Strömen und die Quecksilbersäule tänzelte um den Gefrierpunkt. Ein Gasthaus, noch kleiner und schmieriger als das in Perpignan nahm mich auf. Der Zettel wirkte wie das Geheimzeichen einer Freimaurerloge.

Bei einer Flasche „Vino tinto" wurde ich schnell mit dem

Wirt einig. „Aber, Sie müssen heute noch hinüber!" sagte der kleine, krummbeinige Katalane.

Ich erschrak: „Bei diesem Wetter?"

Er zuckte die Achseln: „Es geht nicht anders. Die Grenze ist nahe, im Ort gewissermassen."

Ich dachte an Konstanz. Auch da standen die Schilderhäuschen zwischen den Strassen und der Versuch einer Grenzüberquerung kostete manchem den Kragen.

„Ich möchte lieber über die Berge wandern!" Mein Einwand fruchtete nichts. Flach legte der Wirt die Hand auf den Tisch und sagte vertraulich: „Glaube mir, mein Junge, da oben schneit's und tobt's, und Quartier kann ich dir nicht gewähren. Jede Nacht ist Kontrolle."

Ich liess ihn ein paar Dollarscheine sehen.

Der Wirt lachte: „Steck' die paar Kröten ein, Junge, du kennst die französischen Kerker nicht."

Da lachte ich auch und hob mein Glas: „Prost, Pepe, sag' dem Führer Bescheid!"

Ich trat in die Regennacht hinaus wie in Russland im Winter zur Patrouille, den Kragen hochgeklappt, die Hände in den Manteltaschen, das Köfferchen unter den Arm geklemmt. Die schmalen Gassen glichen reissenden Bächen, an deren Ufern die dunklen triefenden Fassaden der wenigen Häuser wie Felswände starrten. Der Führer war ein halbwüchsiger Junge, der jenem glich, der mich in Deutschland aus der Russischen Zone über die Grüne Grenze in die Amerikanische brachte.

An einem erleuchteten Eckhaus bogen wir zur Linken ein,

überquerten ein abgeerntetes Feld, ein Stück Brachland, und machten dann unter einer Kastanie kurze Rast.

Der Junge zeigte gen Süden, wo ein roter Lichtschein trübe in das diesige Wetter blinzelte. „Das ist der spanische Zoll", flüsterte er, „keine hundert Schritt von hier. Die Wächter sind weiter hinten, etwa einen guten Steinwurf von dem Licht entfernt."

„Und die französischen?" fragte ich besorgt.

„Haben wir schon umgangen. Halten Sie sich links von dem Licht und in wenigen Minuten sind Sie drüben. Adios!" Und schon verschluckte ihn die Nacht.

Einen Augenblick stand ich wie benommen, horchte in die Stille und blickte zu dem roten Licht hinüber. „In wenigen Minuten sind Sie drüben", jauchzte es in mir, trotz des Regenschauers, der mir pfeifend ins Gesicht fuhr: „Los!"

Ueber Felder, Stein und Gräben hinweg pirschte ich mich vorwärts. Es goss weiter in Strömen. Einmal nahm die Nacht das Licht weg. Ich schritt stur geradeaus wie in einer dunklen Regentonne.

Plötzlich war dieses rötlichblasse, blankende Licht wieder da, mal stärker, mal schwächer. Wie der Stern meines Lebens schien es mir. Geradenwegs schritt ich darauf zu, bis es plötzlich wieder in der plätschernden, tiefschwarzen Nacht versank. Das Blut hämmerte mir in den Schläfen, weiter... weiter...! Jede Minute, jede Sekunde, jeder Schritt war ein Meilenstein auf dem Wege zur Erfüllung.

Jetzt sah ich das Licht wieder — schräg hinter mir. War ich im Kreis gelaufen? Ich vertraute meinem Glück und ging weiter.

Da flackerte ein zweiter Lichtschein auf, just vor mir. Das musste die Grenzpolizei sein — bestimmt! Ich überlegte. War es nicht das Beste, wenn ich mich meldete? Was konnte mir geschehen? Man würde mich aufgreifen und nach Fest-

stellung meiner Personalien freilassen. Auf ein paar Tage Gefängnis kam es nun auch nicht mehr an.

Eine Minute später stand ich unter der verrussten Petroleumlampe einem jungen Cabo gegenüber.

Selten im Leben hat mein Herz so freudig gepocht wie in diesem Augenblick. Ich weiss gar nicht mehr, was ich in den ersten Minuten alles daherredete in jener kleinen, verräucherten Wachstube der Guardia Civil. Endlich, endlich war ich auf dem Boden der Freiheit angelangt, auf dem Boden der Gerechtigkeit.

Man nahm mir meine Papiere ab, las sie und behandelte mich wie einen Kameraden. Wir verschwätzten die ganze Nacht, sprachen über Deutschland, den verlorenen Krieg, über Atombomben, den „glorioso caudillo General Franco'' und die kommunistische Gefahr. Auch auf mich kam ich zu sprechen und erzählte lang und breit von meiner Reise. Der Cabo lachte: „no hay mal que por bien no venga! Nach Regen folgt Sonnenschein!''

Erste Zweifel stiegen in mir auf, als mich im Morgendämmern zwei Polizisten ins nächste Dorf hinunterbrachten. Unterwegs lud ich meine Begleiter zu einem Kaffee ein und hinterher tranken wir Kognac.

„Mach' dir keine Sorge, amigo'', sagte der eine, „es sind alles nur Formalitäten.''

Im Kommissariat wurde ich „abgegeben'', und kurz darauf fuhr ein Lastwagen mit drei weiteren Gefangenen vor. Zu meiner Ueberraschung sah ich, dass sie gefesselt waren, und noch ehe ich mich von meinem Erstaunen erholt hatte, umschlossen auch meine Gelenke ein paar stählerne Handschellen.

Ich sah mich um. Zwischen acht Polizisten sassen die „Kameraden''. Zwei waren Deutsche, Grenzgänger wie ich, aber jünger. Der dritte starrte zusammengesunken zu Boden. Grau quoll unter der verschlissenen Baskenmütze das Haar

hervor und ging strähnig über in den Stoppelkranz, der wie ein hässlicher Rahmen das eingefallene Antlitz säumte. Plötzlich flog der Kopf in den Nacken wie heruntergerissen. Da erkannte ich ihn, es war Enrique, der Freund aus Genua, den ich am Hafen getroffen und bei dem ich genächtigt hatte, ehe ich mein Glück auf der „Ebro" versuchte.

„Enrique!" rief ich, „Du?" und streckte ihm spontan die gefesselten Hände entgegen.

Da riss mich der Cabo zurück: „Unterhaltungen sind streng verboten! Setz' dich da rauf, muchacho!"

Es war eine traurige Fahrt durch den nieselnden, katalanischen Herbsttag. Dörfer zogen vorüber, ab und zu tauchte eine vom Bürgerkrieg her vergessene Ruine schemenhaft auf, versank.

An einen anderen Regentag musste ich denken, an den in Deutschland, damals, als sich der Zug aus dem zerstörten Altonaer Hauptbahnhof schlich, an die triefenden Ruinen und den tapferen Vater, mit dem ich über die Grüne Grenze ging, um ein verlorenes Grab zu suchen. Keine Not war in mir... Hatte der Tapfere nicht auch seinen Sohn gefunden...? Ein paar Tage noch, und...!

In Figueras wurden wir mit weiteren zwanzig gleich uns gefesselten Gefangenen in einen Zug verladen, und am Nachmittag sprangen wir in Gerona die hohen Trittbretter des uralten Wagens hinunter, einer nach dem anderen. Dabei suchte ich Enrique und drängte mich an ihn heran.

Wieder stiess mich der Cabo zurück. Da bäumte ich mich auf und blitzte ihn an: „Porqué...? Warum?"

Der Gummiknüppel zückte auf.

„Schlag zu, cobarde!"

Der Cabo schlug nicht zu. Doch heute noch brennen mir ungeschlagen diese Schläge auf dem Nacken, mehr — in der Seele. Mein Blut kochte. Ha, mit dir allein, ohne diese verfluchten Handschellen! Nie werde ich das Gesicht dieses Man-

nes vergessen, diese Augen als die eines würdigen Vertreters jener Klique von Staatsbeamten, die in aller Welt und in allen Staaten im Namen des Gesetzes zu allem bereit sind — auch zum Mord!

Man sonderte mich von den anderen ab. In einer Einzelzelle sass ich bis zum nächsten Abend, ohne Essen, ohne Trinken, ohne Decke, in der dumpfigen, stinkenden Kälte! Verzweifelt warf ich mich auf die Pritsche. Was scherten mich Wanzen und Flöhe! Alles in mir fieberte, meine Augen brannten, ich vermochte sie nicht zu schliessen.

In dieser Nacht kamen mir keine erlösenden Träume. Nein, ich bäumte mich auf, ich fluchte! Die sengende Glut der afrikanischen Wüstensonne schien meine Augen ausgedörrt zu haben, die mörderische Kälte Russlands hatte die Tränen vereist — für immer...?

„Will es das Schicksal, dass wir, die Avantgarde des letzten Krieges, durch dieses Inferno an Blut und Tränen, Feuer und Eis gehen, um unsere Seelen zu härten für das Kommende...?" meditierte ich.

Durch ich weiss nicht wieviele Gefängnisse wurde ich geschleppt, hinter manchem Stacheldraht verzehrte ich mich vor Grimm und immer sah ich dasselbe: Jugend, betörte, irregeleitete, getretene Jugend und heiligen Hass! Weiser, braver, gepflegter und gesegneter Bürger! Wenn du einen Gefesselten siehst und er ist jung, weine um ihn und fluche jenen, die die gesunde Ordnung dieser Welt zerbrachen! Nein, kein ganzer Kerl, der nicht in diesem labilen Wechsel zwischen Für und Wider einmal hinter Gittern sass, so oder so! Die Strafanstalten aller Länder sind zum bersten voll, überall... n i c h t an Verbrechern!

Am Morgen öffnete sich mir die Tür zum ersten Mal. Hunger wütete in meinen Eingeweiden. Ermattet wankte ich neben meinem Peiniger ins Amtszimmer. Verhör!

Ich packte aus. Meine Seele sprach. Zum ersten Male seit Hamburg erzählte ich die ganze Wahrheit, auch die mit den russischen Papieren.

Der Beamte zuckte die Achseln. „Es klingt wie ein Roman", meinte er trocken, „aber ich werde Ihre Angaben überprüfen."

Dann kam ich zu den anderen in die Gemeinschaftszelle. Mein erster Gedanke galt Enrique. Doch der hatte einen schweren Herzanfall gehabt und war ins Hospital gekommen.

Etwa dreissig Gefangene lagen und sassen auf den Pritschen und auf dem nackten Boden herum. Der Raum war lang, schmal und hochstrebend, die Luft stickig, das Licht spärlich. Auch hier überwog das deutsche Element, ganz junge Burschen darunter, kaum über zwanzig. Die anderen stammten fast alle aus Ländern, in denen sie durch ihre Sympathie für Deutschland Ehre und Heimat verloren hatten: Belgier, Nordländer, Holländer, auch ein Franzose. Alle litten, und mancher verlor sich völlig in seinem Kummer. Es gab erschütternde Szenen. Gleich in der ersten Nacht erhängt sich der Pariser mit seinem zu einem Strick gedrehten Hemd am Fenstergitter. Stunden vorher klagte er mir: „Ihr Deutschen habt es besser! Not und Unvernunft eurer Feinde schweisst euch bald wieder zusammen, eine neue Fahne, ein neuer „..ismus" und alles ist vergessen! Aber wir Fremdländer, wir, die aus Idealismus unter euren Fahnen gegen den Bolschewismus kämpften, füllen die Zuchthäuser daheim, sind geächtet, vertrieben. Wir haben Gut und Heimat verloren — für immer!"

Das Essen war warm, wenn auch ungenügend. Es brachte nur dadurch Abwechslung, dass wir die Fettaugen auf der Suppe zählten und wetteten, wer die meisten hatte. Um uns über die endlosen Stunden hinwegzuhelfen, versuchte ich, eine

neue Ordnung aufzuziehen, ähnlich der in Genua. Aber es misslang. Der einarmige Oberst fehlte, der Professor und der Obergefreite, der mit seinem unverwüstlichen Lebensoptimismus die toten Pausen wie der Clown im Zirkus überbrückte. Jeder glaubte, am nächsten Tage entlassen zu werden, und jeder hatte hundert triftige Gründe, die diese Hoffnung nährten. Doch Stunden reihten sich an Stunden, wurden Tage, Wochen.

Eines Morgen hiess es plötzlich: „Antreten im Gefängnishof!"

Handschellen klirrten auf, und eine halbe Stunde später marschierten wir in Zweierreihen durch das erwachende Gerona zum Bahnhof. Gummiknüppel rechts, Gummiknüppel links, ein Fähnlein Unglücklicher in der Mitten. Marcha Fúnebre! Trauermarsch! einer Handvoll Tapferer, die neue Ufer suchten. Aufrecht begegneten wir den Blicken der Neugierigen, die den Strassenrand säumten. Keiner schämte sich, keiner unter uns. Aber mir blutete das Herz. Hier in der Wahlheimat meiner Eltern, wo ich das Licht der Welt erblickt hatte, das wie eine Verheissung, ein glückseliges Nirwana in meinen Traum gegaukelt.... musste ich diese Demütigung ertragen.

Ich musste an Lazy denken: „Spanien? Alles ist labil dort, unentschieden, die Angst dominiert, und jeder tritt den anderen auf die Füsse..."

Mein Nebenmann stiess mich an: „Gleich kommen wir am Gedenkstein der Legion Condor vorbei, neununddreissig wurde er eingeweiht. Ich war dabei."

„Dientest du in der Legion?"

„Ja, zwei Jahre... sieh' her!"

Er deutete auf seine zerschlissene Litewka, an der das bunte Farbenband der Tapferkeitsmedaille steckte, das mich als stummer Ankläger mit neuem Grimm erfüllte.

Wir zogen an dem Mal vorüber. In schlichten Lettern

kündete es, wieviel deutsche Soldaten ihr Leben für Spaniens Freiheit liessen. Wieder stiess mich mein Nachbar in die Seite. Dann warf er plötzlich die gefesselten Hände in die Luft und rief: „Viva España!" Niemand antwortete, auch nicht unsere Wächter, nur aus den eigenen Reihen hörte ich, wie Fesseln klirrten.

„Wir haben auf der falschen Seite gekämpft, Kamerad!" nahm mein Nebenmann das Gespräch wieder auf, als die Tür des Gefangenenwagens in den Verschluss rollte. Nachdenklich wiegte ich den Kopf und blieb ihm die Antwort schuldig. Da purrte er nach: „... oder meinst du?"

„Ja, beruhige dich, mein Freund", nährte ich das flakkernde Fünkchen letzter Hoffnung in seiner Stimme, „man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten! Die spanische Regierung hat allen Grund, jeden einzelnen Grenzgänger gehörig unter die Lupe zu nehmen. Sie muss sich sichern! Sind erst einmal unsere Papiere und Angaben überprüft, dann dürfte alles schnell vorbei sein." Und ich erzählte ihm von der roten Schule in Toulouse, in der der Bürgerkrieg gelehrt wurde.

„Warum werden wir aber nicht besser behandelt und wie Schwerverbrecher gefesselt?" warf er ein.

„Kein Mensch im Süden kümmert sich um die, die unter ihm sind" antwortete ich, „wir leiden an Spanien nicht an den Spaniern!"

Er sah mich verständnislos an und schwieg, so dass ich Musse hatte, meine Gedanken für die baldige Ankunft in Barcelona zu ordnen. Sollte ich meine Eltern benachrichtigen? Meine Freilassung würde sich dadurch unzweifelhaft beschleunigen. Aber was würde mein konservativer Vater dazu sagen, dass sein Sohn in Spanien im Gefängnis sässe, in dem Lande, in dem er sich als Repräsentant seines Vaterlandes fühlte? Gran Canaria war ein Dorf, nichts blieb geheim. Man würde davon erfahren...

Ich beschloss, zunächst einmal abzuwarten. Bis hierher war ich gekommen, es würde auch weiter gehen. Der Weg, mich an die Eltern zu wenden, blieb mir immer noch.

Im Polizeikommissariat in Barcelona sperrte man uns fünf in einen dunklen Kellerraum. Hier sassen wir zwei grausame Tage und zwei verzweifelte Nächte. Keine Schlafstatt, kein Tropfen Wasser, nicht eine Scheibe Brot. Als endlich das Tor aufging, brach einer der Kameraden vor Entkräftung zusammen.

Wir schleiften ihn mit bis in die grosse Strafanstalt „Modelo", das Zentralgefängnis Kataloniens. Hier entwickelte sich alles mechanisch: Abgabe der Leibriemen, Hosenträger, Rasiermesser, Schnürsenkel und was weiss ich. Auch die Wertsachen wurden abgenommen, selbstverständlich. Die Dusche war eine Wohltat, der kahlgeschorene Kopf weniger.

Und wieder die Gemeinschaftszelle, hochmodern, mit vergitterten Doppelfenstern. Sie war grösser und luftiger als in Gerona, dabei sauberer und heller. Die Zusammensetzung der Gefangenen ähnlich wie in allen vorherigen: Deutsche die meisten, aber auch viele Spanier mit Gesichtern, die das Letzte zeichneten und Augen, denen nichts verblieb.

Die Tage gingen dahin, kaum dass man sie von den Nächten unterscheiden konnte. Erbarmungslos brannte über uns das grelle, elektrische Licht, Tag und Nacht. Junge Deutsche waren unter uns, die schon bald ein ganzes Jahr in dieser Marterzelle zwischen Hoffen und Verzagen schwankten. Kinder noch, siebzehnjährige darunter, die der Drang nach Freiheit über die Grenzen trieb und die in Spanien Hilfe für ihren Sprung in die Neue Welt erhofften. Man wartete nicht auf

sie, hier im Lande des Freundes, wie sie vermeinten, und die Stärke des Spaniers, — die Geduld —, war ihre Schwäche. Ab und zu brach einer zusammen: schrie, tobte, weinte...

Ich erteilte spanischen Unterricht, stundenlang. Es half über manches hinweg, den Schülern und dem Lehrer.

Doch plötzlich erwischte es mich mitten in der Nacht. Mit fürchterlichen Leibschmerzen erwachte ich und krümmte mich unter Krämpfen. Am Morgen kam Fieber hinzu, der Rücken brannte, Brechdurchfall stellte sich ein... Typhus?

Man schaffte mich ins Hospital der Strafanstalt. Der Sanitäter gab mir eine Spritze.

„Sie müssen ein paar Tage hier bleiben", sagte er, „warten Sie, gleich wird ein Bett frei. Drüben geht gerade einer ab."

Ich folgte der Richtung seines Blickes. Alles, was sich in diesem Saal des Jammers auf den Beinen halten konnte, umstand das Bett des Kranken. Mich schauderte, nur zu gut verstand ich: dort „ging jemand ab"... mit dem Tode!

Auf einmal schwang sich aus dem Klagen und Beten eine Stimme. Ich erschrak. War das nicht.. ?

Schnell trat ich hinzu, und die Umstehenden machten mir Platz: „Un aleman!" So stand ich an Enriques Sterbelager und fasste seine Hand.

Stumm blickte ich in das blaugrau schimmernde Antlitz unter den weissen Bartstoppeln. „Soll das dein Ende sein, alter Freund?" dachte ich, „dein Ende, nachdem du am Ziel angelangt bist, das jahrelang verzehrend vor dir gaukelte?"

„Morgen bin ich frei", lispelte der Sterbende, „ich habe an General Franco geschrieben... mein Orden..."

Ich nickte, unfähig ein Wort zu sprechen. Er stotterte noch etwas, das ich nicht verstand. Sein Gesicht verzog sich, ich wandte mich ab... Es ist leichter, hundert junge Männer im Donner der Kanonen sterben zu sehen als einen alten Mann im Bett.

Das Bett wurde neu überzogen, und ich schlief die Nacht hindurch wie ein Toter. Am Morgen hatten die Schmerzen nachgelassen, doch das Fieber ging nicht herunter, — zu meinem Segen. Die saubere Ordnung tat mir wohl, die Stille zwang zur Einkehr. Katholische Schwestern betreuten uns. Sie waren zu jedem gleich freundlich, ob er nun ein Dieb, ein politischer Häftling oder ein Grenzgänger war, ja, sogar zu jenem zerschossenen Burschen, der bei einem Bankraub überrascht wurde und bei dessen Festnahme es ein Feuergefecht mit mehreren Toten gab. Dieser Mann sollte mir Freund und — Befreier werden.

Pablo hiess er und war mein Bettnachbar. Schon am ersten Tage kamen wir in angeregte Unterhaltung. „Du musst versuchen, hier so schnell wie möglich hinaus zu kommen", riet er, „Grenzgänger werden wie politische Gefangene behandelt, und bei denen schiebt man alles auf die lange Bank. Ich bin bestimmt eher wieder draussen als viele von ihnen."

Ich sah ihn erstaunt an, da lachte er: „Ja, ja, so ist es! Ich gehöre hier zur festen Kundschaft, an uns verdient die Polizei ihre dicken Kopfgelder, bei der heutigen Teuerung ein angenehmer Zuschuss zu dem schmalen Sold..."

Lange genug hatte ich im Süden gelebt, als dass mich seine Worte sonderlich wunderten. Ich ging gleich wieder auf mein Thema über: „Was rätst du mir, Pablo?"

Er rückte ganz nahe mit dem Kopf an den Bettrand und flüsterte: „Hast du Devisen?"

„Ja, Dollars."

„Abgegeben?"

„Nein, versteckt — zur Verfügung", vertraute ich ihm an.

„Ausgezeichnet", sagte er, „sprich mit dem Praktikanten, er hat den Stall voller Kinder. Für fünfzig Dollar, vielleicht... Aber schweig'!" Er legte den Finger an den Mund.

Als Narciso mit der Spritze kam, machte ich ihm eine An-

deutung und nach wenigen Worten waren wir handelseinig. Ehrlich hat er mir geholfen, und wer weiss wie vielen armen Teufeln vor und nach mir! Aber noch heute bubbelt mir das Herz, Gott im Himmel! Wie stark ist doch der Drang zur Freiheit in jedem Menschen! Ein Tor, der vermeint, ihn einem Volke nehmen zu können.

„Es passt gut", flüsterte Narciso abschliessend, „morgen früh schon, bestimmt aber bis zum Abend, habe ich zwei Leichen..."

Der Praktikant fühlte meinen Puls, schob mir das Fieberthermometer unter die Achsel, wartete ein Weilchen und rief der diensttuenden Schwester zu: „neununddreissig Komma fünf!" Was sie weiter miteinander flüsterten, verstand ich nicht. Aber den abscheulichen Trank, den mir Schwester Mathilde einen Augenblick später brachte, spüre ich noch heute auf der Zunge.

Abends dasselbe: „Neununddreissig Komma acht!" Ich kroch tief unter die Decke, stöhnte laut. In der Nacht hielt ich die ganze Belegschaft wach. Die armen Kerle taten mir leid, aber... Pablo half, wir lösten uns ab, er war ein glänzender Imitator.

In der Früh machte der Stationsarzt seine Runde. Fünf Minuten dauerte sie, davon verweilte er zwei an meinem Bett.

Narciso deutete ernst auf die Fiebertafel: „Er hat die ganze Nacht getobt!"

Das war das Stichwort für mich, und schon schrie ich auf, während ich unter der Decke den vorgestreckten Leib ergriff, in dem der Trank Schwester Mathildes wütete. Ich kam mir

vor wie der böse Wolf im Märchen, der die gute Grossmutter verschluckt hatte.

Der brave Onkel Doktor nickte und warf dem Praktikanten einen fragenden Blick zu: „Peritonitis?"

„Wahrscheinlich", antwortete Narciso, „oder Darmverschlingung!"

Der junge Medicus erschrak: „Por Dios! Wenn es sich verschlimmert, rufen Sie mich!"

Und es verschlimmerte sich, besonders gegen Abend. Der Arzt kam, fühlte meinen Puls, strich über meinen Leib. „Hm", hüstelte er und nochmals: „Hm!" Dann gab er Order mir eine Opiumspritze zu verabreichen und mich für die Nacht ins Badezimmer zu quartieren, damit die anderen Kranken nicht wieder um ihre Ruhe kämen.

Narciso grinste. Es war ein mephistophelisches Grinsen! Aber das sahen nur wir beide, mein Freund, der Bankräuber, und ich...

Nun stand mein Bett in der Vorkammer des nahen Todes. Der Praktikant hatte mich selbst hineingerollt und vorsichtshalber den Schlüssel hinter sich herumgedreht.

„So", sagte er pfiffig, „jetzt wollen wir erst einmal deine ‚offizielle Entlassung' vorbereiten. In einer Stunde wechseln die Aerzte, dann haben wir den fehlenden Totenschein und den dritten Sarg."

Ich muss offen gestehen, dass mich schauderte. Allerhand hatte ich in meinem Leben schon hinter mir, aber was mir da bevorstand...?

Narciso war die Ruhe selbst. Gemütlich schnitt er das Bettlacken in drei Streifen, knotete Ende an Ende und knüpfte das eine ans Fensterkreuz.

„Hier bist du heute nacht hinunter gesprungen", lachte er diabolisch und zeigte in die Tiefe.

Ich beugte mich aus dem Fenster. „Das Leinentuch reicht doch kaum bis zur Hälfte", warf ich ein, „wird man keinen

Verdacht schöpfen? Der Garten ist ausserdem mit einem hohen Gitter umgeben!

„Quatsch, Mann!" lautete die bündige Antwort, „du bist entflohen und damit basta! Das Gefängnis ist überfüllt und die Direktion heilfroh, dass sie wieder einen los ist. ‚Uno menos que come!' Ein Esser weniger! Kein Mensch wundert sich oder fragt danach: Ihr Deutschen bringt eben alles fertig!"

Narciso öffnete die Tür zu dem angrenzenden Totenzimmer Zwei Särge schälten sich aus dem Halbdunkel des fensterlosen Raumes, vor ihnen eine Totenbahre. Der Praktikant klappte einen Sargdeckel auf. Beherzt fasste ich zu und behutsam legten wir die Leiche auf die Bahre. Narciso warf ihr ein Linnen übers Gesicht und ging den Doktor holen. Ich eilte ins Badezimmer zurück und horchte hinter der Tür.

Wie Hammerschläge hörte ich das Klopfen meines Herzens, das sich mit dem Ticktack der Armbanduhr mengte. Da klangen Stimmen auf. Den Dialog, den ich erlauschte, werde ich noch auf meinem Sterbebette wiedergeben können.

Narciso: „Ich suchte Sie bereits eine ganze Weile, Herr Doktor. Er ist schon kalt!"

„Wer ist er?"

„Ein armer Teufel."

„... mausetot?"

„Für die ersten hundert Jahre bestimmt!" Jemand kicherte.

Einen Augenblick Stille. Dann: „Bueno, Narciso, hier..., und stör' mich nicht mehr heute Nacht!"

Nun ging alles sehr schnell. Narciso bekam auf seinen Totenschein den dritten Sarg. Zwei Wärter erschienen, legten den „armen Teufel" hinein, und im ersten, fahlen Morgendämmern kroch ich in den leeren Schrein. Unbehindert wakkelte bald darauf der schwarze Leichenwagen mit mir und den Toten zum Tor hinaus...

Niemandem rate ich, s o o o zu reisen! Soldaten wie ich,

die jahrelang im Feuer lagen, haben die Angst verlernt, — aber nicht das Gruseln! Das Blut kochte mir, die Schläfen brannten. Minuten wurden zu Ewigkeiten. Haar und Feder sträuben sich noch heute, da ich dieses niederschreibe: eine halbe Stunde dauerte die Fahrt bis zum Friedhof!

Jetzt hielt der Wagen mit knirschenden Bremsen. Eine Weile verging, dann flog der Deckel auf, und lachend steckte mir Narciso seine brennende Zigarette in den Mund, mit dem Gesicht eines Lausbuben, dem ein böser Streich gelungen ist.

„Na, wie war's, Hölle oder Himmel?"

„Hölle — verflucht!" Mit einem Satz war ich aus dem Sarg.

„Paciencia! Geduld! Gleich kommt der Himmel. Er fasste meine Hand und zog mich an die Tür des geschlossenen Wagens.

„Wo sind wir?" fragte ich voller Ungeduld.

„Vor der Leichenhalle."

„...und?"

„Der Schofför weckt den Pförtner, wir sind die ersten."

Behutsam schob er den Riegel zurück, den Riegel zum Himmel! „Komm!"

Er umarmte mich. Dann jagte ich in langen Sprüngen den zypressengesäumten Weg entlang.

Das Glück war mir hold. Unbemerkt gelangte ich auf die Strasse und war bald einige gute Kilometer von der Stadt entfernt, die hinter mir geräuschvoll zum Tagewerk erwachte.

In der ersten besten Fonda kehrte ich ein und schlürfte geniesserisch den dampfenden Kaffee, während mein Herz frohlockte. Ich war frei, der tollste Streich meines Lebens gelungen!

Nun ging es auf der verstaubten Strasse weiter. Fröhlich und unbeschwert wanderte ich leichten Fusses dahin, ein Lied auf den Lippen. Madrid war mein Ziel, und es würde schon irgendein Lastwagen kommen und sich meiner erbarmen. Be-

ruhigend fühlte meine tastende Hand im Futter des Anzuges neben dem knisternden Empfehlungsschreiben des Vatikans an die katholischen Missionen der Welt die mir verbliebenen Dollarnoten.

Wohlgemut schritt ich aus und nahm den köstlichen Morgen in mich auf wie ein Geschenk. In den Büschen am Wege jubilierten die Vögel. Schneeweiss segelten im Frühwind die Wolken auf blauem Grund, und über dem gewaltigen Fernsaum der Berge lag es wie lauter Gloriastreifen aus Firn und Silber. Wie ein Prinz im Märchen kam ich mir vor, den die gute Schicksalsfee aus seinem Zauber erlöst. Unruhe und Abenteuer lagen hinter mir. Ein paar Tage noch, vielleicht eine kleine Woche...

Doch das Rad des Schicksals, einmal auf erhöhten Touren, braucht seine Zeit, wieder zur normalen Drehzahl abzuschwingen. Eine kurze Spanne nur gönnte es mir, an der erquickenden Ruhe seiner Achse zu triumphieren, denn kaum hatte ich die nächste Strassenkurve erreicht, da packte es mich erneut im Nacken wie ein Räuber und riss mich erbarmungslos zurück in den rasenden Strudel seiner Peripherie.

Ein vollbesetzter Autobus brauste heran. Bremsen knirschten, die Hupe dröhnte, brüllend schaltete der Gang, mit verlangsamter Fahrt nahm der grosse, schwere Wagen die Kurve.

Mich ritt der Teufel, — ein Sprung, und wie vom Schicksal gestossen stand ich auf dem Trittbrett, zog mich hinauf und schob mich langsam auf die hintere Bank. Da brauste der Wagen auch schon wieder mit voller Fahrt über die morgendliche Landstrasse.

Ich sah mich um, niemand hatte Notiz von mir genom-

men. Die meisten Fahrgäste dösten vor sich hin, andere lasen die Morgenausgabe der „Falange", auch mein Nebenmann.

„Algo de nuevo?" fragte ich ihn, um über die erste Verlegenheit hinwegzukommen, „gibt's was Neues?"

„Neuigkeiten?" Er lachte, „hahaha! In Alemania hängt man wieder ein paar Dutzend sogenannter Kriegsverbrecher, Churchill hat für seine Memoiren eine Million Dollar bekommen und Franco einen neuen Orden."

Auf einmal faltete er die Zeitung zusammen: „Komm' muchacho, wir sind da!"

„Wir sind da?" dachte ich und schaute mich erschrocken um. War mein Sprung auf den Autobus umsonst gewesen? Gerade bog der Wagen in einen Seitenweg ein und hielt mitten auf dem Flugplatz von Barcelona. Da wusste ich, dass ich den Betriebswagen der Iberia, Spaniens grösster Luftfahrtgesellschaft, geentert hatte.

Nun hiess es gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und wie mitgezogen ging ich zwischen den Arbeitern und Angestellten über das Gelände. Wohl ein halbes Dutzend Flugzeuge verteilten sich über den Platz. Mich juckte es in den Händen, Herrgott! Da stand ja unsere Ju 52, meine alte, liebe Ju, die ich in- und auswendig kannte.

Eine geräumige Halle nahm uns auf. Die Leute eilten an Schränke und Schreibtische. Langsam zog ich mich zur Tür zurück, dort blieb ich wie im Trance stehen, das Rattern der Motoren... die knatternden Fahnen... die Ju...

Plötzlich stand mein Nachbar aus dem Autobus neben mir, im blendend weissen Overall, fast hätte ich ihn nicht wieder erkannt.

„Na, was machst du hier, mein Junge?" lachte er vergnüglich.

„Ich warte auf den Meister."

„Bist du der neue Mechaniker?"

„Si, señor", log ich weiter.

„Da kannst du gleich mitkommen und mir helfen. Der ‚Maestro' ist im Verwaltungsgebäude, und bis der sich sehen lässt, ist der halbe Tage rum." Er fasste meinen Arm, zog mich mit sich und stülpte mir seine Iberia-Mütze auf, damit ich „platzgerechter" aussehe. Er lachte dabei, als hätte er den schönsten Witz gemacht.

So schritten wir nebeneinander über den Platz auf die Ju 52 zu, deren Propeller wie ein halbes Dutzend Alarmsirenen die morgendliche Stille zerrissen.

Während ich neben dem kleinen Dicken einherging, der unaufhörlich plauderte, brach sich ein Gedanke in mir Bahn, der mich mit der Glut eines Vulkans erfüllte, und in eine Pause seines Redeflusses hinein fragte ich so ruhig wie es meine aufgepeitschten Nerven zuliessen: „Wann soll die Maschine abgehen?"

„Sie g e h t überhaupt nicht, du Anfänger!" verbesserte er mich, „sie f l i e g t! Und zwar in einer halben Stunde — nach Madrid."

Schallend lachte ich über diesen Witz auf, der in der Fliegerei den längsten Bart hatte, aber das Lachen beruhigte mich, es war das befreiende Ventil, das mir den Druck nahm, der mich innerlich erfüllte.

Gregorio war Kontrollwart, und so kam ich mit ihm auf diese bewährteste deutsche Transportmaschine, die einst Bestandteil der Lufthansa gewesen war. Nichts entging den schwarzen, kugelrunden Eulenaugen Gregorios. Er war wie zuhause in dem verwirrenden Labyrinth der Instrumente, Kabel und Apparate. Wie ein Schatten heftete ich mich an seine Fer-

sen, öffnete dies, reichte ihm jenes. Im Führerstand, auf den Flügeln, an den Motoren.

Als der Tankwagen abfuhr, kam die Besatzung an Bord. Alle redeten auf Gregorio ein, der eine wollte dies wissen, der andere jenes. Auch die Fahrgäste drängten jetzt den Steg herauf, zehn, zwanzig, dreissig. An ihnen vorbei zwängte sich Gregorio hinunter, — mich hatte er im Gewühl verloren.

Im kleinen Vorraum gegenüber der Eingangstür stauten sich die letzten Passagiere. Zwischen ihnen bückte ich mich zur Erde und nestelte an meinem Schnürsenkel herum. Dabei zählte ich bangenden Herzens die Sekunden.

Endlich schlug die Tür zu, die Motore heulten auf, fast biss ich mir die Lippen blutig. „Setz' doch endlich ab, du blöder Ochse!" dachte ich.

Da, da — bis auf die Knochen fühlte ich die Spuren des Gehörnten... ich kochte wie damals im Kessel von Tscherkassy, als schon die Maschinengewehre der russischen Infanterie die Tragflächen meiner Heinkel zerfetzten... meine Fäuste ballten sich, die entsetzliche Spannung drohte mich zu zerreissen... doch dann, dann...

Ein Stewart zwängte sich durch die Reihen, teilte Tüten aus: eine mit Obst, die andere, die bekannte leere. Aber es war keine Not, stetig, fast unbeweglich erhob sich die brave Ju in den blauen Aether.

Eingekeilt stand ich da, ich sah kein Land unter mir, keinen Himmel, nicht die Konturen der Ferne, — wie im Blindflug. Nur das Summen der Motoren dröhnte in meinen Ohren und verklang mit dem Jubel des Herzens zu der schönsten Symphonie meines Lebens...

Erst nach einer ganzen Weile reckte ich mich vorsichtig auf und peilte die Lage. Der baumlange Araber im weiten, schneeweissen Burnus links von mir gab mir vorzügliche Dekkung. Aber konnte mir denn überhaupt etwas passieren? Im Flugzeug gab es keinen Fahrkartenkontrolleur, auch keinen

betrunkenen „Ersten" wie an Bord der „Ebro". Ich war nahe daran, meine Freude herauszuschreien, nur mit äusserster Mühe beherrschte ich mich, ich „der blinde Flugpassagier"! Wieviele gab es wohl bisher auf dieser Welt?

In Zaragoza nahmen wir eine kurze Zwischenlandung vor. Zwei Herren stiegen aus, ein Ehepaar kam hinzu. Dann flogen wir über die kastilische Hochebene.

Bald kam Madrid, die Hauptstadt Spaniens, in Sicht, und schon schickte sich der Riesenvogel zum Gleitflug an, stiess schwebend auf und rollte auf der langen Bahn aus.

Was nun? Jetzt kam es darauf an. Dank meiner Freude überwand ich den Augenblick unerhörter Spannung. Auf einmal war ich ganz ruhig. Ein Gefühl unerschütterlicher Sicherheit zog in mich ein. Warum sollte es schief gehen? Hatte das Schicksal mich nicht mit der Nase auf diesen Weg gestossen?

Die Anlegetreppe rollte an. Der Stewart riss die Tür auf, die Fahrgäste drängten hinaus, den Steg hinab, an dem zwei Beamte die Fahrscheine abnahmen.

Tiefer drückte ich die Iberia-Mütze ins Gesicht, und während ich noch überlegte, gingen Flugzeugführer und Funker von Bord. Sofort schloss ich mich an und folgte ihnen dicht auf dem Fusse.

Die Beamten an der Treppe legten ehrerbietig die Hand an die Mütze und wünschten einen guten Willkomm. Die Flieger dankten, hoben gleichfalls die Hände, — auch ich, lässig, mit der Nonchalance eines Ozeanfliegers, zwei Finger an den Mützenschirm: „Gracias!" den jungen, schwarzäugigen Kontrolleuren mitten ins Gesicht.

Ich fühlte förmlich, wie sich ihre Blicke in meinen Rükken bohrten: so wie damals in Narbonne, als der französische Richter mir die deutschen Worte nachrief. Aber auch hier wandte ich mich nicht um. Ich ging seelenruhig auf eine Gruppe Blaubemützter zu, die drüben eifrig miteinander diskutier-

ten. Unauffällig schob ich mich an sie heran und hakte mich, die Zigarette schief im Mund, in ihre Unterhaltung ein.

Alle Flieger der Welt sind Kameraden! Keiner dachte daran, mich unter die Lupe zu nehmen, und als sich eine Gruppe absonderte, um zur Sperre zu gehen, schloss ich mich ihnen an. So gelangte ich an den Zubringerwagen vor dem Haupteingang.

Noch immer zupfte mich der Teufel an den Nackenhaaren. Warum sollte ich dieses schönste Abenteuer meines Lebens nicht zu Ende führen? Und als Antwort auf diese stumme Frage kletterte ich bereits auf den Sitz neben den Chauffeur. Der schielte nur auf die blaue Mütze, nahm die Zigarette, die ich ihm hinhielt, nickte und schwieg.

Als Kolumbus nach seiner ersten Amerikafahrt durch die blumengeschmückte kastilische Hauptstadt zog, kann er nicht glücklicher gewesen sein als ich an jenem strahlenden Mittag, als wir die „Puerta del Sol", das „Sonnentor" Madrids passierten. Im farbenfrohen Herbstflor prangte „El Retiro", der herrlichste Stadtpark aller Städte. Eine „Vía Regia" dünkte mich die Prachtavenida „La Castellana", berauschendes Bacchanale die sprudelnden Wasserfontänen der „Cibeles".

Madrid, die pompöse, blendende Stadt! Alles ist hier überdimensioniert: die offiziellen Gebäude, die Banken, die Hotels, die Paläste, die eleganten Automobile amerikanischer und englischer Herkunft. Es scheint, als ob die Privilegierten noch immer in jenem sagenhaften Reichtum schwelgen wie zur Zeit Isabellas und Fernandos, als die Karavallen der Konquistadoren schiffsladungsweise Gold und Silber aus der Neuen Welt herüberbrachten.

Einen Augenblick schwelgte ich selbst in dem stolzen Gefühl eines kühnen Abenteurers, der Leben und Gesetze unter seinen Willen zwang. Erhobenen Hauptes bog ich von dem Büro der Iberia in den „Paseo de Cortes" ein, liess das Regierungsgebäude zur Linken liegen und überquerte die Fernanflor, um mich mit einem Bärenhunger in dem deutschen Gasthaus „Edelweiss" auf die reichhaltige Speisekarte zu stürzen. Zwei Dollar gingen drauf, mehr als sechzig Peseten! Aber selten habe ich im Leben so gut gefuttert und — so gut geschlafen, wie in der folgenden Nacht in der kleinen portugiesischen Pension der Stierkämpferarena.

Anfänglich hatte auch hier der Wirt Bedenken, denn in Madrid gibt es gleichfalls hohe Strafen für die Beherbergung nicht angemeldeter Personen. Aber auch hier entschied der „nervus rerum". Wie sagte Kolumbus? „Gold ist das Ausgezeichnetste und vermag die teuflischen Seelen ins himmlische Paradies zu senden!" Ich winkte mit dem Dollar, und das genügte.

„Ayuda Católica", las ich hoffnungsfreudig am nächsten Morgen über dem Toreingang eines schlichten Hauses in der Strasse Santo Domingo. Ich erwartete viel von einem Besuch in dieser katholischen Mission. Gewiss würde man mir weiterhelfen nach Canarias, das sich in meiner Wiedersehensfreude mit den Lieben immer lockender in meinem heimwehkranken Herzen malte.

Als ich in das Gebäude trat, glaubte ich einen Augenblick, eine unsichtbare Kraft hätte meinen Reisewagen plötzlich wieder zurückgeschoben in das Rote-Kreuz-Gebäude zu Genua. Dieselben Wartenden, dicht gedrängt, die gleichen Gesichter,

die gleichen stummen Fragen. Und genau wie dort war es mir sofort klar, dass nur Frechheit zu einem schnellen Erfolg führen konnte. Als wäre ich ein Angestellter, öffnete ich kurz entschlossen die Tür zum Sekretariat ohne anzuklopfen und trat ein. Der junge Bursche hinter dem Schreibtisch sprang überrascht auf.

„Ich möchte den Herrn Sekretär der Mission sprechen", kam ich ihm herrisch zuvor, „ich habe Eile!"

„In welcher Angelegenheit?" fragte er und verbeugte sich.

„Privat!"

Frechheit siegt, bei ganz jungen und bei ganz alten Leuten immer. Beflissen lief der Junge zur Tür. Mit zwei langen Schritten war ich ihm zuvor: „Lassen Sie nur", wehrte ich ab, „wir sind gute Freunde", und schon trat ich über die Schwelle.

Herr Suarez riss Augen und Ohren auf. Doch ehe der Mund dazu kam, reichte ich ihm mit einer höflichen Entschuldigung den Hirtenbrief Pater Ferdinands. „Ich komme direkt aus dem Vatikan", sagte ich.

Die blosse Nennung des Idols aller Gläubigen wirkte Wunder. Der Sekretär bot mir einen Stuhl an und erzählte, dass er kürzlich ein ähnliches Schreiben des hochverdienten Pater aus den Händen eines Blinden erhielt.

„Des Musikprofessors, nicht wahr?" fiel ich ein, froh einen Anknüpfungspunkt zu haben, „er ist mein Freund."

„Ja", bestätigte der Sekretär, „„vor einer Woche ist er mit seinem Töchterchen weiter nach Teneriffe gefahren; ein paar Nonnen, die dasselbe Reiseziel haben, betreuen die beiden."

„Ich danke Ihnen, dass Sie den Unglücklichen geholfen haben", sagte ich warm und streckte ihm die Hand hin.

Sichtlich geschmeichelt richtete sich Herr Suarez auf und

nickte zu dem Kruzifix über dem Schreibtisch hin: „Amaos, como yo os he amado: : ."

„Liebet euch, wie ich euch geliebt habe!" lispelte ich unwillkürlich diese schönsten Worte des Schöpfers der Religion der Liebe leise in deutscher Sprache nach.

Nun reichte mir der Sekretär die Hand: „Sie sind ein guter Katholik, nicht wahr?"

Ich nickte.

„Nur der Katholizismus noch vermag Europa zu retten", meinte er und hielt mir einen Vortrag über die Wiedergeburt des kämpferischen Christentums, der „anima christiana", als deren überragender Führer er den General Franco bezeichnete. Schon einmal in der Geschichte hätte Spanien das christliche Abendland gerettet, damals in der Seeschlacht bei Lepanto, als die siegreiche Armada die Türkenflotte aufrieb. Immer mehr redete er sich in eine mytische Begeisterung und rief zum Schluss triumphierend: „Das falangistische Spanien ist nicht nur ein Bollwerk gegen den Osten, nein! Es ist sein Ueberwinder!"

Die Augen des Sekretärs sprühten Feuer. Man sah es ihnen an: er glaubte, was er sagte!

„Ich helfe Ihnen", fand Herr Suarez dann nach kurzem Schweigen auf die Erde zurück, „gedulden Sie sich einige Tage. Was haben Sie sonst an schriftlichen Unterlagen?"

Ich reichte ihm meinen Geburtsschein, das Abiturientenzeugnis, den Roten-Kreuz-Pass und — den russischen Ausweis.

Sofort griff er nach den Hiroglychen aus der Hand des Apostels der neuen Religion des Materialismus. Die schmalen Züge des schmächtigen Kastiliers belebten sich. „Erzählen Sie mir von Russland", bat er, „wir sind hier so weit fort von dem neuen Geschehen.

Ich berichtete, knapp und klar, Tatsachen ohne Kommentare. Von Folterungen, Menschenverschleppungen, Mord, Willkür, Vergewaltigungen, Versklavung und zynischen Schlag-

worten sprach ich, ruhig, sachlich, als handele es sich um ein Küchenrezept.

Die Wirkung meiner Worte auf den Sekretär blieb nicht aus, sein Gesicht wurde bleich, Grauen stand in den dunklen Augen. Als ich geendet hatte, sagte er langsam, fast kleinlaut: „Ja, ja, alles zittert vor dem Unbekannten...", er machte eine Pause und nickte mit dem Kopf: „Angst und Terror, das sind die Atomwaffen der Russen..."

„Die man bis heute kennt!" ergänzte ich.

Der Sekretär verharrte einen Augenblick wie zögernd. Es schien, als ob er noch etwas entgegnen wollte. Doch dann fasste er sich, bestieg den Amtsschimmel und reichte mir einen Fragebogen.

Gott im Himmel, auch hier! Wieviel hatte ich schon ausgefüllt? Aber diesmal handelte es sich nur um sieben Fragen, ein Zehntel derer daheim.

Beim Abschied schüttelte mir Herr Suarez warm die Hand und empfahl mich einer deutschen Dame, die im „comedor infantil" mit ihm zusammenarbeitete. „Ihr Fall ist einfach", versicherte er mir noch an der Tür, „ein paar Tage, und Sie haben die ‚permanencia', sie genügt für einen Aufenthalt in Spanien für drei Monate. Das weitere regeln Sie in Las Palmas."

Das Kinderspeisehaus, an das mich Herr Suarez verwiesen hatte, lag in der Strasse Santa Catalina, und die deutsche Dame, die ihm vorstand, drückte mir sofort ein Dutzend Esskarten für die „Auxilio Social", die soziale Hilfe, in die Hand. Heute noch denke ich mit tiefster Ehrfurcht an diese Frau — nicht wegen der Esskarten — als vorbildliche Christin und uneigennützige Helferin. Kein armer Landsmann, dem sie nicht unter die Arme griff, gleichgültig ob er einem französischen Kriegsgefangenenlager entfloh, in den Konzentrationslagern von Miranda schmachtete oder in den überfüllten Gefängnissen Spaniens Glauben und Hoffnung verlor.

„Ja, wollen oder können denn die Spanier nicht anders?" fragte ich sie einmal in einer aufgeschlossenen Stunde.

Sie, die Spanien liebte und kannte, antwortete: „Es ist wohl mehr südländische Gleichgültigkeit als böse Absicht. Trotzdem, die Spanier helfen, wo sie können, wenn sie es auch mit den Alliierten nicht verderben wollen. Staatsraison! Denken Sie an die schwarzen Listen! Angst ist ein schlechter Fürsprecher!"

Den nächsten Tag verbummelte ich in der Stadt. Der Abend sah mich in einer der stets gedrängt vollen Kirchen Madrids. Tausende von Gläubigen, Männer, Frauen, Kinder beteten, sahen mit entzücktem Blick auf das überlebensgrosse Kruzifix, unter dem der Geistliche seine heiligen Worte sprach. In keinem Land ist die Volksseele so vom Katholizismus beeinflusst wie in Spanien, wo die Botschaft des Christentums noch etwas von der Leuchtkraft des Ursprungs hat. Unzählige, arm und reich, geben jährlich ihre kargen Ferien her, um sich in strengster Klosterdisziplin den „ejercicios espirituales", den geistlichen Uebungen, zu unterziehen. Im Jahre 1936 brannten die Kirchen und Klöster in Spanien. Es ist das unbestreitbare Verdienst General Francos — und derer, die ihm halfen — dass diese wertvolle Bastion der geistigen Abwehrfront dem verzweifelnden Abendlande erhalten blieb und sich mit neuem Mut und Glauben füllte.

Am folgenden Tage stand ich wieder im Vorraum der katholischen Mission. Da ich keine Eile hatte, gesellte ich mich einer Gruppe junger Deutscher zu, die eifrig miteinander diskutierten.

„Keinem Protestanten ist bisher geholfen worden", behauptete erregt ein junger Hamburger.

„Dann versuch doch dein Glück beim Pater Süss", riet ihm einer.

Alles lachte. Auch ich wusste Bescheid. Schon im Gefängnis von Gerona hatte ich von diesem deutschen Geistlichen gehört, der einem Hilfsverein vorstand und die Bedürftigen täglich acht Stunden lang Erdlöcher auswerfen und dann wieder zuschaufeln liess, damit sie ihr Geld auf brave, deutsche Art ehrlich verdienten. Zehn Peseten betrug der Tagelohn, den er dafür zahlte, zehn ganze Peseten, die nicht einmal dazu reichten, eine halbwegs anständige Mahlzeit zu bezahlen...

Erst nach Tagen gelang es mir, Herrn Suarez wieder unter vier Augen zu sprechen. Er versprach mir die „permanencia" hoch und heilig für den nächsten Tag.

So vertröstet schlenderte ich den „Paseo del Prado" hinunter. Eine milde Dezembersonne wand scheidend purpurrote Arabesken um Türme und Zinnen. Kühl wehte der Wind von der Sierra de Guadarrama. Mein Blut rumorte. Ich war noch mitten auf der Reise. Die letzten Dollar schwanden. Nein, Stillstand war Rückgang! Keinen einzigen Tag mehr wollte ich warten, das schwor ich mir. In Spanien sind dem Eingeweihten alle Türen offen, und in Sevilla und Cadiz fuhren Schiffe direkt nach den Kanarischen Inseln.

Da stand ich wie von ungefähr vor dem Prado. Bilder, gute Bilder beruhigen das Gemüt. Einen Augenblick zögerte ich noch am Eingang, als ich mit seltsamer Erregung die vergoldeten Inschriften der sechs grössten Maler Spaniens las: Velazquez, Murillo, Greco, Zurbaran, Ribero, Goya.

Unwillkürlich zogen meine Gedanken eine Parallele, vor meinem geistigen Auge standen plötzlich die Namen der Gehängten an der Tankstelle von Mailand in ihrer ungelenken Kinderschrift. Namen, hier wie dort! Und an der Schwelle die-

ser prächtigsten Bildergalerie der Welt kam mir die Erkenntnis, dass der Erfolg des Politikers immer relativ bedingt ist, der des wahren Künstlers nie!

Langsam schritt ich von Saal zu Saal. Und wieder wie so oft zuvor verharrte ich lange vor dem Monumentalgemälde des unsterblichen Velazquez: „La entrega de la llave"! „Die Schlüsselübergabe!"

Wieviele Male schon hatte ich es betrachtet! Aber heute erschütterte es mich mehr denn je — nach diesem Krieg und diesen Jahren, die ihm folgen...

Vor heroisch durchwobenem Hintergrund klären sich aus dunklen Seiten die gegnerischen Heere. Links die Geschlagenen; zerknickte Lanzen, gesenkte Fahnen, Chaos, in den Blikken der Gehetzten graue Angst und letzte Hoffnung.

Zur Rechten der Sieger unter einem Wald stolz erhobener Hellebarden, strahlende Gesichter, Ordnung, leuchtend flatternde Standarten..

In der Mitte, im Vordergrund, genial hingeworfen, phantastisch im Licht, Miene und Gebärde: die beiden Feldherren. Niedergebeugt der links, dem siegreichen Gegner den Schlüssel der eroberten Stadt überreichend. „Schone die Frauen, die Kinder — alle!" scheint der stumme Mund zu flehen.

In den Augen des majestätischen Siegers steht Gnade und Mitleid. Kein „Vae victis!", kein Hohn, keine Grausamkeit! Grossmut, Ritterlichkeit und Verzeihen stehen auf seiner hohen Stirn geschrieben — wahrer Friede.

Kommt Generäle und Politiker, die ihr in eurer Vermessenheit meint, fremde Völker versklaven und ausbeuten zu können und schaut in die Gesichter dieser beiden Repräsentanten einer ritterlichen Zeit!

Bedauernd hob am nächsten Morgen Herr Suarez die Achseln: „Ich habe mir alle Mühe gegeben, aber Sie müssen sich noch gedulden.''

Gedulden, immer wieder gedulden! Ich eilte in die Strasse Santa Catalina, vielleicht wusste die deutsche Dame Rat.

„Warum telegrafieren Sie nicht an Ihre Eltern?'' fragte sie, „vielleicht hält Ihr Vater bereits die Papiere für Ihre Rückkehr bereit!''

„Nein'', entgegnete ich, „dreimal nein! Bis hierher bin ich gekommen, es ist nur noch ein kleiner Sprung und die Ueberraschungsfreude lasse ich mir nicht rauben.''

„Wie Sie wollen, Sie Dickkopf'', meinte sie lachend und zwinkerte verständnisvoll mit den Augen, „dann müssen wir es eben mal bei der Fremdenpolizei versuchen, und Herrn Suarez nehmen wir mit.''

Als wir zu dritt dort ankamen, herrschte eitel Freude bei der Beamtenschaft. Sie waren guter Dinge, denn der Magister hatte just an diesem Tage die erhöhten Weihnachtsgratifikationen ausgezahlt. Was Wunder, dass alles klappte wie am Schnürchen.

Nach einem schnellen Abschied von meinen freundlichen Helfern eilte ich mit der Permanencia und einem Reisevorschuss in der Tasche zum Bahnhof. Auch hier lange Menschenreihen vor jedem Schalter, die man daheim die „Schlangen des 20. Jahrhunderts'' nennt. Als ich endlich vor dem Beamten stand, erklärte er mir, dass sämtliche Züge nach Sevilla für drei Tage ausverkauft wären.

Enttäuscht wollte ich mich davon schleichen, als ein salopp gekleideter Herr auf mich zutrat: „Sie wollen nach Sevilla?'' und schon bot er mir eine Fahrkarte zum dreifachen Preis an.

„Ein Schwarzhändler'', dachte ich, „oder ein Mittelsmann des Beamten, der vor Hunger nicht in den Schlaf kommen kann.''

Ich bedankte mich höflich — in Spanien ist man es immer, auch zu Spitzbuben — und überlegte. Wenn Fahrkarten Mangelware waren, dann gab es auch irgendwo Anhaltebahnhöfe. Kurz entschlossen sprang ich auf die Strassenbahn und fuhr vor die Tore der Stadt.

Wieder knirschte die mir schon so vertraute Landstrasse unter meinem Schritt. Links und rechts zogen verstaubte Bäume vorüber, aber die sprudelnde Lust meines Blutes berauschte sich am freien Wandern. Freude spornte meinen Schritt und erst weit, weit draussen begann ich die Fahrzeuge anzupeilen. Uebermächtig fühlte ich in mir jenen neuen Menschen, den die langen Jahre vagierenden Umherziehens in mir wachsen liessen. Trägt doch jeder ein Stück Landstreichertum in sich, der eine mehr, der andere weniger. K e i n Mensch ist ausgenommen von dem grossen Spiel und Gegenspiel der kosmischen Tendenzen: Beharrung und Veränderung, Ruhe und Bewegung, Bleiben und Werden.

Da kam auch schon eine englische Furgoneta, die mich mitnahm gen Süden. Dörfer, Städtchen, vereinzelte Gehöfte tauchten auf, versanken. Reisplantagen, Maisfelder und die gesamte Dunkelheit frisch gepflügter Aecker begleitete uns bis Córdoba, wo der Fahrer den Wagen in die Garage eines Geschäftshauses schob.

In der Fonda, in der ich speiste, lernte ich einen Herrn kennen, der gleichfalls Sevilla als Reiseziel hatte und einen eleganten Wagen dazu. Und wieder Felder, Dörfer, Städte — auch Ruinen. Hier in Andalusien wurde das Land ärmer, die Belichtung aber leuchtender und ausgeprägter die Konturen.

Dann wuchs aus einer himmlisch klaren Ferne die farbenfrohe Königin Andalusiens in unseren Blick. Der schlanke Turm der Giralda grüsste, und bald hörten wir das Glokkenspiel der schönsten aller Kirchen. Sevilla, die Stadt der klassischen Stierkämpfe, der prachtvollen Bildergalerie Murillos und der jubelnden Feste, nahm uns auf.

Mein Fahrer, ein ausgesprochener Deutschenfreund, schien sehr vermögend zu sein. Er wusste nie, ob er fünf- oder zehntausend Peseten bei sich trug. Er lud mich zum Mittagsmahl ins Luxushotel „Andalucia'' und bestellte feurigen Cherry. Dann trennten wir uns: er ging zu seiner Colombine und ich zu den Schiffsagenturen unten am Ufer des Guadalquivir.

„Vor zehn Tagen fährt kein Schiff nach Canarias'', lautete die übereinstimmende Antwort. Gott, ich war kein Gringo in diesem Land, und versuchte es auf andere Art.

Es glückte. Am nächsten Morgen sprang ich die asphaltierten Stufen der Molentreppe in Cadiz hinauf. Wieder war ich ein Stück weiter. Zehn Duros, fünfzig Peseten, hatte die Fahrt auf einem alten Segler gekostet, und einen heftigen Schlag Reis mit Fisch bekam ich vom Patron gratis dazu.

Wie ein langer Vogelhals streckt sich die Mole von Cadiz ins Weltmeer, das seine haushohen Wogen gegen die alte Schutzmauer wirft. Wohlgemut schritt ich aus. Irgendwo im graublauen Dunst der Ferne säumten die Säulen des Herkules den Engpass von Gibraltar. Dahinter zitterte in flimmerndem Sonnenglast der goldgelbe Sand der Sahara und weiter, im blauen Vlies des grossen Ozeans träumten die „Islas afortunadas'', die „Glücklichen Inseln''...

Suchend glitt mein Auge über den Hafen. Ein dicker, amerikanischer 15 000 Tonner lud Olivenöl, Wein und Silberbarren. Ein anderer, ebenfalls mit dem Sternenbanner am Heck, löschte Stückgut, grosse, verschlossene Kisten. In seinem Bereich war der Hafen abgesperrt.

Achtlos ging ich weiter. Was scherte es mich? Einst waren es die Phönizier, die Erbauer dieser uralten Stadt, die sie mehr als dreihundert Jahre beherrschten — heute machten die Yankees hier ihre Geschäfte...

Da tauchte der schlanke Bug der „Ciudad de Valencia" vor mir auf. Ohne zu zögern, setzte ich den Fuss auf die Gangway.

Im selben Augenblick schien die Erde zu bersten, der Steg schwankte, ich schlug zurück. Der Himmel verdüsterte sich, die Luft erzitterte, ein tausendfältiger Schrei erscholl, der in einer mörderischen Detonation erstarb.

Wie der Blitz schoss der Landser in mir auf. Ein Sprung! Die Apfelsinenkisten hinter dem Poller deckten gut. Vorsichtig peilte ich den Himmel ab, dem Soldaten kommt alles „Dikke" von oben.

Drüben, jenseits der Bai, wölkte eine gigantische Rauchfontäne in die Luft, dazwischen rote Flammen wie Raketen. Bald prasselte ein Stein- und Eisenregen hernieder, wie beim schönsten Bombenangriff. Eine kleine Pause nutzend sprang ich an Deck des Schiffes.

Spanier sind entweder Stoiker oder sentimental, die Seeleute neigen zu ersterem — von Berufs wegen. In Gruppen standen sie unter dem schützenden Eisendeck und warteten. „Es ist das Marinearsenal, das in die Luft ging", behauptete jemand, „ein U-boot" meinte ein anderer. „Dann schon mindestens zehn", gab der Erste Maschinist seinen Deut dazu.

Später drangen die ersten Nachrichten durch. Das Torpedolager war explodiert, ein ganzer Stadtteil ausradiert, tausende von Toten! Das schlimmste Unglück seit der Katastrophe von Santander, wo ein Grossfeuer die halbe Stadt einäscherte.

Um 13 Uhr sollte die „Ciudad de Valencia" in See gehen. Sie wurde als Lazarettschiff beschlagnahmt. Am Abend gab man sie aber wieder frei, da die Reederei zwei andere Schiffe zur Verfügung gestellt hatte und alle Passagiere bereits an Bord waren. Ein Teil der Besatzung fehlte: der eine suchte seine Mutter, der andere vermisste den Bruder, der dritte jammerte um die Frau...

„Dem einen ein Uh...!", fröhlich fuhr ich als Aufwäscher in die wogende See hinaus...

Lodernd sank Cadiz, die Pyrenäen-Halbinsel, sank Europa übers Heck hinab in den grauen Dunst des sterbenden Tages... Adios, alter gequälter Kontinent! Würdig deiner dieser Abschied unter Feuer, Donner, Blut und Tränen, die mich die langen Jahre auf deinem Rücken begleiteten...

Traumschön erwuchs in der Frühe die Ferne. Ich stand am Heck, die Brust geschwellt von Jubel und tiefer Genugtuung, meine Sehnsucht eilte dem Schiff weit voraus, trunken von der blauen Unendlichkeit, zu der Meer und Himmelsbläue verschmolzen.

Aus dem Schiffsinnern drang dumpf das Stampfen der Maschinen. Zwölf Knoten machte die „Ciudad de Valencia" in der Stunde. Canarias lag siebenhundertfünfzig Seemeilen entfernt. Hurrah! In knappen drei Tagen hatte ich das Ziel meiner Reise erreicht! So glaubte ich, — ich Tor!

Ich hatte mich nicht verrechnet: dreimal sprang die Spenderin allen Lebens über die strahlend schöne Kimm, da wuchs der Pic de Teneriffe aus sonnendurchglühten Nebelschleiern, kam näher und näher, ein grandioses Schauspiel in allen Regenbogenfarben, von der schneebedeckten, himmelstürmenden Spitze bis zum Purpurrot des nachmittäglichen schimmernden Meeres. Bald glitt die Isleta, die dreihöckrige Nordspitze Gran Canarias an Steuerbord vorüber, hell grüssten die Häuser von Las Palmas, das wie eine weisse Schwalbe mit weitem Flügelschlag die blaue Bucht säumte... Ich war daheim...

Sieben Jahre Fremde lagen hinter mir! Oder war es keine Fremde? Wo ist des Menschen Heimat? Die Stätte, da er geboren, oder am Urquell seines Blutes, der das Sein der Ahnen speiste: dieses sonnengesegnete Eiland, oder die grauen Ruinen, aus denen ich floh?

Seltsam bewegt schritt ich über die lange Mole. Schnell wich der Zwiespalt meiner Empfindungen fröhlicher Wiedersehensfreude. Der erste Händedruck, die ersten Bekannten, die altgewohnten Strassen... ich war wunschlos glücklich!

Dann stand ich mit dem aufgeschlossenen Herzen eines Heimgefundenen am Gartentor des weinumrankten Elternhauses und klatschte nach spanischer Sitte in die Hände. Juana, die alte, treue Magd, die mich auf den Knien geschaukelt hatte, die die Vertraute meiner Jugendstreiche war, öffnete. Sie weinte, schluchzte und drückte mich an sich, immer wieder. Die Mutter kam hinzu, die Mutter, deren Bild ich jahrelang Tag für Tag vor mir gesehen hatte. Nun brauchte ich nur die Hand nach ihr auszustrecken. Aufjauchzend flog mir mein Schwesterchen an den Hals, fest drückte mir mein Schwager die Rechte. Es gab viel, mit dem ich fertig zu werden hatte in diesen ersten Minuten des Wiedersehens.

„Und der Vater?" fragte ich, als wir alle im Patio unter der leuchtenden Bougainvillea sassen.

Schweigen. Erschrocken sah ich, wie es um die Mundwinkel der Mutter zuckte. „Nun sprecht doch", bat ich, „ist er — nicht hier?"

„Nein", antwortete die Mutter leise und kämpfte mit den Tränen, „er wurde verhaftet und nach Deutschland abtransportiert."

Ich sprang auf: „Vater...? Mein Vater?" Die Fäuste ballten sich, ungläubig stotterte ich: „Vater... der seine ... Lebensarbeit... diesem Lande gewidmet... verhaftet....?"

Die Mutter weinte herzzerbrechend, und erst nach und nach erfuhr ich, was sich zugetragen hatte. Im August 46

war er mit einigen zwanzig alteingesessenen Deutschen mitten auf der Strasse verhaftet und über eine Reihe von Gefängnissen: Las Palmas, Cadiz, Sevilla, Madrid, Bilbao — auf einem amerikanischen Transporter nach Deutschland geschafft und dort ins Konzentrationslager Hohenasperg geschleppt worden. Mehr als ein Jahr hatten sie nichts mehr von ihm gehört, wegen des unseligen Postverbotes.

„Und dann... und dann...?" forschte ich ungeduldig.

Dann kam vor einigen Monaten ein Brief aus Oesterreich.

„Und...?"

Mutter trat ins Zimmer, kramte in einer Kasette und reichte mir das letzte Lebenszeichen des Vaters.

Schon nach den ersten Zeilen ballten sich meine Fäuste, vor Wut. Ein erschütternder Bericht war es über die Zustände auf Hohenasperg. Armer Vater! Demütigung in der Jugend ist eine verlorene Runde, im Alter — Geissel der Seele!

Nach seiner Entlassung schlug er sich mit der Not herum wie ich, er im Süden, ich im Norden, ohne dass wir voneinander wussten. Bebend las ich weiter.

Plötzlich war es mir, als griffe eine kalte Hand nach meiner Kehle. „Paul... Paul...!" Die vier Buchstaben tanzten vor meinen Augen. Hiess nicht mein Freund und Begleiter so, mit dem ich über die französische Grenze ging, der mir damals sein Erlebnis am Brenner mit dem „Alten" erzählte, den er wie einen Hund verscharrt hatte, Paul, der mich in jener Nacht so merkwürdig anblickte...?

Ich spürte, wie mir die Worte des väterlichen Briefes den Schweiss auf die Stirn trieben: „...die Strapazen, die vor mir liegen, sind gross, aber ich baue auf Gott und den jungen Kameraden an meiner Seite, der mir wie ein guter Sohn so manche Mühe des beschwerlichen Weges abnimmt. Paul Butenhorst erinnert mich immer an unseren Hanns, nicht nur im Charakter und Wesen, auch äusserlich. Oftmals lege ich

ihm die Hand auf die Schulter und spreche in Gedanken den Namen unseres einzigen Sohnes vor mich hin. Habt Ihr Nachricht von ihm...?''

Hier versagte meine Kraft, zum ersten Mal in meinem Leben. Meine Augen umfassten die Mutter, die Schwester, den Schwager, wanderten zurück auf den Brief, der leise zwischen Schoss und Fingern zitterte. Wie im Traum, in schwerem, verwirrendem Traum fühlte ich die weiche Mutterhand, die die meine fasste, hörte ihre liebe Stimme voll inniger Zärtlichkeit: „Was hast du, mein Junge?''

Ich schüttelte den Kopf, schluchzte, würgte, meine Augen brannten, — doch keine Träne floss. Ein anderes, fernes Bild grub sich in meinen Blick: Ragende Felsen, Berge, Klüfte, ein guter Kamerad und eine Stimme, fiebernd noch von nicht durchstandener Schwere: „... ich nahm ihm Uhr, Ring und Brieftasche ab und verscharrte ihn an Ort und Stelle.'' Das war Paul... derselbe Paul... Paul Butenhorst...! Für mich gab es keinen Zweifel.

„Interessiert es dich?'' hörte ich seine Stimme weiter.

Zitternd zerknüllte ich den Brief des Vaters in der Hand. Wie ein Bumerang traf mich die eigene Antwort mitten ins Herz: „Paul, lass Vergangenes vergangen sein...''

Warum hat uns die furchtbare Not der letzten Jahre so unempfindlich und gleichgültig gemacht gegen fremdes Leid? Bitter klagte ich mich an, und erst ein Blick in das zerquälte Antlitz der Mutter brachte mich zur Gegenwart zurück. „Ja'', versuchte ich mich zu trösten, die innerliche Gewissheit zu betäuben, „wie viele Deutschen hiessen Paul, und wie manchem Alten war ich begegnet, der an der Seite eines Jungen, Starken sein Glück versuchte, in die Freiheit zu gelangen?''

Ich richtete mich auf, glättete den Brief und legte ihn auf den Tisch, fragte dies, fragte jenes. Nachbarn kamen hinzu, Freunde. Von allen Seiten wurde ich bestürmt, ich musste erzählen, ohne Ende.

Juana brachte Wein und Kuchen. Still sass die gute Mutter neben mir, lauschte meinen Worten und hielt meine Hand. Ab und zu traf mich ihr fragender Blick, der mir durch und durch ging. Alle um mich her konnte ich betrügen mit einer heiteren Miene, einem gequälten Lachen — die alte, weisshaarige Frau neben mir nicht. Mütter sehens ins Herz!

Und was ich befürchtet hatte, traf ein. In der Nacht kam sie leise in mein Zimmer, setzte sich zu mir ans Bett und fasste meine Hand: „Hanns, du kannst mir alles erzählen, ich bin ganz stark."

Ich wand mich, ich litt. Alles, was innerlich in mir gut geblieben, schrie, schrie! Ich hatte gelogen und betrogen, mehr: gestohlen, geraubt und... getötet! Aber wer kann seine Mutter belügen? Sachte, ganz sachte stieg es in mir auf — Tropfen von einem Sommerregen — dann brach es hervor, unaufhörlich, die Tränen rannen, es war die schwerste Stunde meines Lebens, — vielleicht auch die schönste. Kein Wort, kein Laut, nur das ferne Rauschen des Meeres tönte wie ein Hauch ewigen Geheimnisses allen menschlichen Schicksals in diese Stille. Dann erschloss ich mich.

Am nächsten Tag hielten wir Familienrat. Was blieb uns anderes übrig, als ein Lebenszeichen von Paul abzuwarten? Bis dahin blieb uns die Hoffnung, denn noch war alles blosse Vermutung, wenn ich auch tief im Inneren die untrügliche Gewissheit spürte, dass mein Freund Paul und der Begleiter meines Vaters identisch waren, dass der „Alte", den er wie einen Hund verscharrt hatte...

Weihnachten war herangekommen, Weihnachten, das schönste Fest der Christenheit, an dem wir für Augenblicke

alle wieder zu Kindern werden. Wenn dieses, dem nordischen Menschen mytische Fest, im Süden auch kaum mehr bedeutete als eine rote Zahl auf dem Kalenderblatt, die einen Feiertag andeutete, so verbrachten wir es doch nach altem, deutschen Brauch. Eine kleine Araukarie diente als Weihnachtsbaum, Mutter spielte die alten Christlieder auf dem Klavier, durch das weitgeöffnete Fenster drangen unsere Stimmen in den nächtlichen Garten, wo die Fächerpalmen im lauten Passat den Kontrabass knarrten.

Eine stille Festesfreude nur war es, überschattet von dem ungewissen Schicksal des Vaters, und früh schon zog sich die Mutter zurück. Ich aber hatte noch einer späten Einladung zu folgen, die mir zum Erlebnis werden und mir dieses Weihnachtsfest für ewig unvergesslich machen sollte.

Am Kai erwartete mich ein Ruderboot, das mich zu dem kleinen, hölzernen Kutter brachte, der kaum grösser war als das Rettungsboot eines modernen Ueberseers. Eine Handvoll vertriebener Norweger waren es, die mich dort erwarteten. Sie wollten den Atlantik überqueren, um sich drüben eine neue Heimat zu suchen.

Im spärlichen Licht einer blakenden Petroleumlampe hockten die Männer um die entfaltete norwegische Fahne und tranken. Schicksalsschwer lastete der kleine Raum. Ein junger Diplomat, den die pangermanische Idee zu Quisling getrieben hatte, führte das Szepter. Die anderen waren ausnahmslos Angehörige der Waffen SS Nordland, die gegen den Bolschewismus kämpften, einige schwer kriegsverletzt, andere in Abwesenheit zu schweren Kerkerstrafen verurteilt. Ihre Seelen bluteten vor Heimweh, manch' Auge umflorte tiefe Schatten wie von verhaltenen Tränen.

Norweger sind treu wie alle nordischen Menschen. Einmal von einer Idee durchdrungen, vermag keine Macht der Welt mehr, sie von dieser zu trennen. Niemand bereute! Im Gegenteil! Dass sie die neue Regierung von ihrer Schwelle

wies, verbitterte sie nicht gegen ihre Heimat. Diese Massnahme schrieben sie einzig und allein auf das Schuldkonto Englands, das sie hassten.

„Es ist schwer, so in die Fremde zu müssen", sagte der einbeinige SS Mann neben mir, ein früherer Student der Rechte, „heute feiern sie zu Hause Weihnachten."

Alle schwiegen, stierten vor sich hin und tranken, lang und tief. Auch ich führte das Wasserglas voll Brandy zum Mund und tat einen langen Zug.

„Ja", sagte ich dann und wusste im Augenblick selbst nicht, wie mir die Worte in den Mund kamen, „Hitler hätte nicht gegen Russland ziehen sollen, vor Stalingrad verblutete..."

„Unsinn", fiel mir der Diplomat ins Wort, „Hitler musste so handeln, er durfte nicht eine Minute länger warten. Die heutige Entwicklung gibt ihm recht. Wäre England uns nicht in den Rücken gefallen, es gäbe heute keine kommunistische Gefahr, ja, keinen Kommunismus mehr in der Welt. Jetzt müssen die Briten selber antreten und bluten", er lachte schallend, „wenn sie nicht von dem roten Ungeheuer gefressen werden wollen! Ich freue mich schon auf diesen Tanz! Dann wird auch den Verbohrtesten auf ihrem Inselreich aufgehen, dass die sechste Armee keine deutsche, sondern eine europäische Armee war!"

Ich schwieg geschlagen. Warum hatte ich von Politik angefangen, von der ich nichts verstand? Die Gesichter der neun Verwegenen um mich aber glühten. „Es lebe die sechste Armee!" brüllte einer, und die anderen fielen ein: „Es lebe die sechste Armee!"

Der Einbeinige rappelte sich hoch: „Es lebe...!"

Die schnelle Hand des Diplomaten schloss ihm den Mund. Doch das Wort, unausgesprochen, schwebte wie ein Dämon in der kleinen, verqualmten Kajüte.

Nun erhoben sich alle, langsam, schwer, die Gläser in den

verkrampften Fäusten. Trotz stand in den Zügen des jungen Studenten. Er hob die Hand, da kam ich ihm zuvor:

„Es lebe das germanische Norwegen!"

Wie eine Bombe schlug mein Ruf ein. Die Trunkenen fielen sich um den Hals, einer küsste die Fahne. Dann klang begeistert, innig, sehnsuchtsvoll die nordische Hymne auf...

Die Festtage waren verraucht, die Wochen gingen dahin. In mir kam keine rechte Freude hoch. War ich ein anderer geworden? Aber welcher Heimkehrer, der nach langen Jahren Fernseins die Heimat wiedersieht ist nicht enttäuscht? Die Zeit bleibt nicht stehen — weniger noch die Menschen. Ich spürte die Unruhe im Blut, mein Reiseziel war noch nicht erreicht.

Auch das Leben auf den Kanarischen Inseln hatte sich verändert, selbst die kanarische Sonne schien nicht mehr so hell und sorglos zu leuchten wie einst, da ich auszog, im Schicksalskampf des Vaterlandes meinen Mann zu stehen. Die Preise stiegen von Tag zu Tag, Not ging um, scheel horchte die Bevölkerung auf Nachrichten aus dem Ausland, die spärlich sickerten. Was nützten General Franco seine Beteuerungen, er habe durch seine feste Haltung Hitler gegenüber erst den Sieg ermöglicht, was sein Hinweis, dass die deutsche Hilfe im Bürgerkrieg nur ein Tropfen Oel auf die tobenden Wogen gewesen sei, die über Spanien brandeten? Welches Ergebnis zeitigte für ihn und sein Land die Preisgabe aller deutschen Vermögenswerte, die Annullierung der grossen, deutschgesteuerten Konzerne, die Auflösung der deutschen Schulen, der besten Bildungsanstalten Hispaniens? Er hatte gegen den Stachel „geloeckt"...

„Beruhige dich", belehrte mich eines Tages ein Freund, „Franco ist Gallego, und was dir Gesinnungswechsel scheint, ist Staatsraison. Die Gallegos sind schlau, schlauer als die Söhne Georgiens, der Heimat des Roten Zaren, die selbst die Juden fürchteten. Bei einem Gallego weiss man nie, woran man ist. Franco allein weiss, was er will, er steckt sie alle in die Tasche, auch den Papst, glaube mir. Seine Politik ist spanisch und nicht weltanschaulich wie die von euch dummen Deutschen, die ihr immer die Welt verbessern wollt."

So schnell konnte mich der Freund nicht überzeugen. Was ging es mich an, was General Franco wollte? Ich sah, was er getan hatte und sah es mit deutschen Augen! War nicht mein Vater ausgewiesen worden und so viele, ehrbare Landsleute?

Der Freund lachte, listig, verschmitzt, genau wie ein Gallego: „Ha, ha! Ein Meisterstück! diese Deportierung der unbelasteten Deutschen! Fein ausgedacht! Keinen von ihnen können die alliierten Militärgerichte verurteilen, alle werden früher oder später zurückkehren und die .. Belasteten bleiben vor Kerker und Peinigung bewahrt."

So ganz unrecht mochte der Falangist nicht haben, aber noch war ich nicht so weit, mit seinen Augen zu sehen. Da war das Schicksal meines Vaters, der Kameraden, mein eigenes.

Immer wieder trieb es mich zum Hafen. Stundenlang sass ich dort am Molenkopf. Schiffe liefen aus, kamen an. Lustig flatterten Flaggen und Wimpel aller Nationen im Topp, am Heck. Mir blutete das Herz: warum die deutsche nicht? Warum auch hier „Vae victis"!? Hatte nicht gerade Deutsch-

land der modernen Seefahrt am meisten gegeben an Erfindungen und Verbesserungen?

Wenn die Rauchfahnen der Dampfer am Horizont verwehten, eilten ihnen meine Gedanken traumverloren voraus über das Weltmeer an ferne, fremde Küsten, von denen hohe, schlanke Kokospalmen grüssten. In diesen Stunden wurde der Plan meiner Weiterreise geboren.

Was sollte ich hier beginnen auf diesem kleinen, in seinen Möglichkeiten beschränkten Eiland? Lag es nicht zu nahe an Europa, an diesem der Stagnation wenn nicht dem Untergang geweihten Erdteil? War es denn etwas anderes als sein getreues Spiegelbild im kleinen? Die Grenzpfade standen eng, viel zu eng. Seine „Welt war längst verteilt", um mit dem Dichter zu reden. Jeder „Zugereiste" wurde mit scheelen Blicken betrachtet.

Und das Elternhaus? Gewiss, man umgab mich mit aller Liebe. Mir wurde viel gereicht, unendlich viel, aber ich vermochte nichts zu nehmen und noch weniger zu geben. In mir war ein Fremdsein, das sich nur auf Stunden verlor, um immer wieder neu zu erstehen.

In dem Ingenieurbüro des Vaters, das Canarias so viel an Ideen und Aufbau geschenkt, wirkte heute der Schwager, so gut er es vermochte. Er führte eine vorbildliche, glückliche Ehe, er war der Mutter in Liebe und Verehrung zugetan. Was hatte ich hier noch zu suchen? Ich brauchte Weite, wo man die Arme ausstrecken konnte.

Das Elend meiner Landsleute hemmte mich. Ueberall begegnete man ihnen. Ehemalige Vertreter deutscher Firmen, Kaufleute, Agenten, die es nach jahrelanger Arbeit, zähem Fleiss und deutscher Ehrlichkeit zu Wohlstand und Ansehen gebracht hatten, liefen heute in zerschlissenen Anzügen herum, die abgegriffene Aktentasche unter dem Arm: man hatte ihnen den Boden unter den Füssen fortgezogen. Deutschland, seine Industrie, die Schiffahrt waren zerstört. Wann würde

man den Knebel lockern? Nun schacherten sie sich als Gelegenheitskrämer durch den Tag. Nein! Zu einem solchen Wurmdasein taugte ich nicht, dann lieber zurück in die Eiswüsten Russlands...

Studieren? Dazu fehlte mir Geld und — Lust. Warum auch! Hatte ich nicht bereits genug gelernt auf dem bisherigen kurzen Rutsch durchs Erdendasein? Ich konnte marschieren, schiessen, fahren, fliegen und hatte mich meisterhaft durch ein halbes Dutzend Zonen und Länder, durch Postenketten und Militärkordons hindurch — und mit tausend Schwierigkeiten herumgeschlagen. Vier Sprachen waren mir geläufig, Gott im Himmel! Und das sollte kein gutes Rüstzeug sein für einen Riesenkontinent wie den südamerikanischen, wo Raum und Land und tausend unbegrenzte Möglichkeiten winkten!

In meinen seelischen Zwiespalt, in das Schweben zwischen gestern und morgen platzte der Brief Pauls, der in Madrid aufgegeben war. Bis ins kleinste schilderte der Wanderkamerad die letzten Tage des Vaters. Seine trostreichen Worte waren uns allen lindernder Balsam. Ich hätte sie ihm nicht zugetraut, diesem grossen, starken Rauhbein, der durch alle Kloaken menschlicher Irrungen geschleppt worden war. Ueber Meer und Länder hinweg fühlte ich seinen Händedruck, als ich die Worte las: „Denke immer daran, Hanns, dass wir Soldaten sind und sei tapfer! Du wirst es durchstehen und — tröste deine Mutter!"

Dann schilderte er seinen Weg von dem Zeitpunkt ab, wo er im Haus Luciennes festgenommen wurde. Nach zwei Monaten Einzelhaft, zum Skelett abgemagert, stand er vor dem Militärgericht. Fünf Jahre Zuchthaus hatte das Urteil gelautet. Doch Lucienne liess nicht locker. Unermüdlich, unter Einsatz ihres Rufes, ja, ihres Lebens, erbrachte sie den Beweis, dass Paul in dem damaligen Prozess nur als Dolmetscher und Zeuge fungiert und mehr als ein halbes Dutzend Franzosen vor

schweren Kerkerstrafen bewahrt hatte. Da liess man ihn laufen. Jetzt war er mit Lucienne unterwegs nach Montevideo, wo das Mädchen einen Onkel hatte, der sie beide erwartete...

Schwer fiel mir Hand und Brief in den Schoss. Ein Traum verblasste. Ich gönnte dem Kameraden das Glück — gewiss! Doch für mich hiess es nun ohne ihn den Sprung anzusetzen über den Grossen Teich, zu neuen Strassen...

Noch am selben Abend teilte ich der Mutter meinen Entschluss mit.

Sie verstand mich und machte es mir leicht. Ein langes Leben voller Arbeit, Mühen und Schmerzen lehrt Duldsamkeit. Im Hause herrschte Frieden, Ordnung, und Felipe war ein braver Mann. Die Kinder der Schwester stotterten noch einige Brocken ihrer Muttersprache, letzte Erinnerungen an die deutsche Schule, die jetzt als „staatsgefährlich" verboten und enteignet war. Bald würden sie auch diese vergessen haben: deutsches Schicksal!

Nun trieb ich mich wieder von früh bis spät im Hafen umher. Es brannte mir förmlich unter den Sohlen. Ich zog Erkundigungen ein, schloss Freundschaften mit Seeleuten, und manch armer Teufel, den die grauen Wogen europäischer Not auf dieses Sprungbrett zur Neuen Welt geworfen hatte, war Gast in unserem Hause. Immer dasselbe Lied: Deutsche und solche, die an unserer Seite gegen den Bolschewismus kämpften und darum ihre Heimat verloren. Ihrer aller Kompass aber zeigte West-Süd-West: Lateinamerika, das grosse Ziel von Millionen!

Zwei Wege standen mir offen wie jedem: entweder ich jumpte als „Blinder" an Bord eines gen Süden steuernden

Dampfers, oder zahlte einige tausend Peseten als „Schwarze Passage'' an Bord eines bei Nacht und Nebel heimlich aus dem Hafen gleitenden Seglers.

Beide Wege hatten ihr Für und Wider. Der erste war kürzer und führte direkt nach Argentinien. Die streng überwachte Mole und die genaue Untersuchung der Südamerikadampfer, stellten ein schweres Hindernis dar, denn auch Spanien hatte ja Auswanderungsverbot! Aber welches Netz hat keine Maschen, und einmal in Buenos Aires machte man den Deutschen die Tore weit auf.

Der Weg mit dem Segler führte zuerst nach Venezuela. Wurde das Schiff aber beim Auslaufen gefasst — was nur allzuoft zwischen Eigentümer und Polizei vereinbart war, um sich den Raub zu teilen — dann hatte man nicht nur sein Reisegeld sondern auch das Haupthaar verloren, das einem bei der dreitägigen Haft kurzgeschoren wurde. Mehr passierte einem nicht, der Süden ist tolerant.

Hin und her überlegte ich, bis plötzlich das Schwert des Zufalls den Gordischen Knoten meiner Gedankenwirre durchschlug.

Ein Freund meines Vaters, europamüde, rüstete einen Schoner aus, um mit Weib, Kind und Kegel sein Glück im Lande Bolivars zu versuchen. Ein paar Dutzend „Passagiere'' wollte er mitnehmen, aber ihm fehlte ein Nautiker.

„Besorg dir die Seekarten und nächste Woche fahren wir'', überfiel er mich.

Ich sah ihn nicht lange verwundert an und schlug schnell in die dargebotene Rechte, wie ein Funke hatte sein Angebot bei mir gezündet.

„Wie steht's mit Sextanten und Instrumenten?'' fragte ich.

„Die hat Kolumbus auch nicht gehabt'', lachte er. „Sonne, Mond und Sterne sind die gleichen geblieben, und ebenso der bekannte „Daumen''. Hat nicht kürzlich ein junger deut-

scher Flieger einen ganz gewöhnlichen Kutter in Rekordzeit hinübergebracht?''

Der Hinweis auf diese kühne Tat, die noch in aller Munde war, überzeugte mich bedingungslos. Der Sportgeist packte mich und die Lust am Abenteuer. Die Würfel waren gefallen.

Don Vicente, als echter Kanarier, liess lieber arbeiten, als dass er selbst Hand anlegte. So betraute er mich mit der gesamten Organisation der Reise. Ich beschaffte Proviant, Wasser und sorgte für die seemännische Ausrüstung, dann kamen die „Schwarzen Passagiere'' an die Reihe. Zweiundvierzig Tonnen mass der schlanke Zweimastschoner, und pro Tonne konnten wir einen Mann mitnehmen, das war die Taxe. Aber es hatte auch Schiffe gegeben, die mit doppelter und dreifacher Anzahl Unglücklicher ausliefen, elend vershanghait von gewissenlosen Seelenverkäufern...

An einem dieser Abende auf der Suche nach ein paar „Schwarzen'', die mir noch fehlten, betrat ich eine der verlotterten Hafenkneipen, aus der das Hämmern eines verstimmten Pianos klang. Forschend sah ich mich um, als meine Augen auf dem Klavierspieler haften blieben. Ja, war denn das möglich? Ich glaubte, meine Sicht narre mich, aber nein! Da sass der blinde Musikprofessor, den ich in Italien kennen gelernt hatt, umringt von Huren und betrunkenen Seeleuten, denen er zum Tanz aufspielte. Mager, unrasiert, im zerschlissenen Rock hieb er auf die gelben, verräucherten Tasten ein, krumm vornübergeneigt, ein Bild des Jammers. Neben ihm stand das blonde Töchterchen, die Augen voll stummer Klage, den Sammelteller in der schmalen Kinderhand.

Da hatte mich das Mädchen auch schon erkannt und kam mit einem Freudenschrei auf mich zugelaufen, während das Spiel des Professors im Augenblick abbrach.

Eine Viertelstunde später sassen wir zusammen am gedeckten Tisch meines Elternhauses, und während der Blinde von den ausgestandenen Leiden berichtete, stand mein Entschluss bereits fest: die beiden mussten mit! Von Venezuela bis Cuba war es nur ein Katzensprung.

Don Vicente hatte nichts dagegen, und fieberhaft rüstete ich zur Abreise. Jede freie Minute büffelte ich Navigation, studierte den Kompass, Log, Karten, Sonne, Mond und Sterne.

Der Tag kam, an dem ‚alles klar' war, wie der Seemann sagt.

Ein letzter Abend im Elternhaus! Abschied von der Mutter, der Schwester, dem Schwager. Für wie lange? Als der Professor sich an den Flügel führen liess und mit der tiefen Gefühlsinnigkeit seiner wunden Seele Schumann spielte, wurden meine Augen ganz klein, und die Zähne lagen aufeinander wie unter einer Tausendpresse.

Immer wieder streichelte die gute Mutter meine Hand. Sie war seltsam gefasst. Ein weicher Schimmer heiterer Güte verklärte ihre leidgezeichneten Züge, in die alle Bitterkeit und Fügung in das Schicksal endet und die eine Kostbarkeit des Alters ist. Das machte mir das Scheiden leichter.

Am folgenden Abend hievte die „Maria Carmen" die Anker. „Holzfahrt nach La Palma" stand in den Schiffspapieren. Der Kontrollbeamte wünschte gute Reise.

Ein paar Stunden später verfrachtete ich in einem versteckten Winkel der Stadt meine zweiundvierzig Anvertrauten mit Kisten, Kasten und Koffern auf zwei Lastwagen und fuhr vorsichtig gen Süden. Hinter Telde, der Metropole des Tomatenexports, gaben wir Vollgas, vorbei am Flughafen Gando, über dessen Hallen und Gebäuden einsam die hohen

Positionslaternen wie farbige Riesensterne in der weiten Dunkelheit standen.

Das Dörfchen Agüimes lag bereits im tiefen Schlaf. Letzte Bananenpflanzungen verloren sich in der Wüste des Südens. Riesenkakteen griffen gespensterhaft aus dunklem Saum, gegen schwarze Steilklippen donnerte das Meer.

Unweit des Leuchtturmes Las Palomas fuhren wir auf schmaler Spur bis an den Strand. Mit dem Scheinwerfer gab ich das vereinbarte Signal: dreimal lang, zweimal kurz.

Keine Antwort.

Dreiundvierzig Menschen hielten den Atem an.

Geheimnisvoll rauschte die dunkle Stille, nur hier und da gischtige Schaumwellen wie phosphoreszierende Silberschwäne

Ich stellte Wachen aus wie Vortruppen im Felde.

Nach einer halben Stunde gab ich erneut das Zeichen.

Nichts.

Die Stille war jetzt vollkommen. Nur ab und zu krächzte eine Möve.

Ich sass neben dem Blinden. Sein Töchterchen war auf meinem Schoss eingeschlafen. Flaschen kreisten, Kognac, Muskateller, Vino tinto. Ich verbot das Rauchen. Wie manchem Feldsoldaten hatte die Zigarette das Leben gekostet!

Dann, endlich! Nach dem fünften Versuch blitzte es aus der nachtdunklen See zurück: dreimal lang, zweimal kurz.

Erregung packte uns. Viele drückten sich die Hände, langten nach ihrem Gepäck. Dreiundvierzig Schicksale hingen an einem seidenen Faden.

Da knirschte auch schon das schwere Strandboot in den Kies, schwielige Seemannsfäuste griffen zu. „Mujeres y niños, adelante! Frauen und Kinder zuerst!"

Ich tat den Professor hinzu und einen handfesten Burschen. Viermal pendelte das Boot zwischen Schiff und Strand. Mehr als die Arbeit trieb uns die Spannung den Schweiss aus allen Poren.

Als letzter kletterte ich selbst über die hohe Reeling des Schiffes. Hell flatterten die Segel am Mast. West-Süd-West! Die „Maria Carmen" steuerte Kurs.

Hinein in die schwarzblaue Weite, hinein ins neue Abenteuer!

In der Frühe stellte mich Don Vicente Passagieren und Besatzung als den „Commandante", den Führer des Schiffes vor. Mir zur Seite stand der „Patron" für die seemännischen Arbeiten.

Begeistert riefen die Spanier: „Viva Alemania!" Hüte flogen in die Luft, Klatschen, Beifall. Sind die Südländer nicht immer Kinder, besonders wenn ein Abenteuer beginnt?

Mit Eifer ging ich an meine Aufgaben. Ein winziger Raum von ein mal zwei Metern über dem Niedergang der Hütte diente mir als Kommandobrücke, der Klapptisch für Karten und Bücher sowie der Platz darunter war meine Koje.

Die erste Amtshandlung war das Einsammeln der fünf besten Uhren: ihr Zeitmittel — der Chronometer! Dann machte ich mich an die Kontrolle des von mir erbastelten Logs.

Ein Holzscheit flog dem Schiff voraus ins Wasser. Als es in Linie mit dem Vordersteven kam, drückte ich die Stoppuhr, bis der Matrose am Heck mit der Hand winkte: „Querab zum Hintersteven!" Zweimal Länge dividiert durch die Zeit in Sekunden ergab die Geschwindigkeit! So lautete die alte Segelschiffsformel. So wurden die Seemeilen errechnet und das Log gestellt, bis es mit der Formel übereinstimmte.

Der Mittag diente zur Feststellung des genauen Standortes. Mit 16 ° westl. Länge und 28 ° nördl. Breite trug ich ihn ein in die Seekarte. Genauer Kurs 250 ° plus 14 ° Abweichung

Gran Canarias zum Nordpol, zusätzlich fünf Grad Abdrift infolge Strom und Wind...

So schipperten wir vergnüglich ins Weltmeer hinaus. Jede zweite Stunde wurde das Log abgelesen und ins Fahrtbuch eingetragen, zweimal täglich auch der Abdriftwinkel — Schiffsbug zur Kiellinie — errechnet, den man bei der Steuerung zu berücksichtigen hatte.

Mittags musste die Sonne herhalten, aber auch Mond und Sterne kamen zu ihrem Recht. Nacht für Nacht legte ich die „Maria Carmen" in Richtung Nord und peilte den Polarstern an, um die Differenz zwischen Gestirn und Kompass festzustellen.

„Navigation ist Rechnen, Mathematik, Gründlichkeit!" hatte unser Navigationslehrer an der Fliegerschule zu Anfang jeder Stunde immer wieder gesagt. Von der Richtigkeit meiner Berechnungen hing unser aller Schicksal ab. Ich war mir meiner Verantwortung voll bewusst. In den entscheidenden Augenblicken blieb ich kühl, sachlich und ruhig. Ich diskutierte nicht, ich handelte.

Schon am zweiten Tage musste ich zu meinem Leidwesen feststellen, dass der „patron" weder von Nautik noch von der Seefahrt im allgemeinen etwas verstand. Kurzerhand enthob ich ihn seines Postens und übergab die Beaufsichtigung der seemännischen Arbeiten dem ältesten Matrosen, der von nun an das Steuern, Segelsetzen und was es sonst zu tun gab, überwachte. Ich habe die Absetzung des „Patron" nie bereut, obgleich mir diese Massnahme kurz vor dem Ziel beinahe das Leben gekostet hätte.

Wind und Strom waren uns günstig, und so brachten wir in der ersten Woche einen gehörigen Stremel hinter uns. An

Essen mangelte es nicht, auch nicht an Trinkwasser. Trotz der primitiven Unterbringung war die Stimmung vorzüglich. Matratzen hatten nur wenige, ein paar Deutsche und zwei Quisling-Leute besassen nur dünne Baumwolldecken, und eichene Schiffsplanken sind hart. Aber dem guten Humor tat das keinen Abbruch.

Dann kam eine tagelange Flaute auf, schlechte Winde, hohe, ungleichmässige Dünung. Das Schiff dümpelte hin und her, auf und ab, die Segel flatterten voller Hohn, vom Tauwerk wie mit Geisseln gepeitscht. Ueberall hingen „Leichen" über der Reling und opferten Neptun, dem Beherrscher der Meere.

Kein Wunder, dass das Stimmungsbarometer rapide sank. Deutlich spürte ich die Opposition des „Patron" und seiner Leute.

Don Vicente zuckte die Achseln, als ich ihm meine Wahrnehmungen mitteilte und Bedenken äusserte. „Tu, was du für richtig hältst!" wimmelte er sich die Sorge ab.

Allright! Von nun an frage ich nicht mehr viel. Kurzentschlossen drehte ich Backbord dem Aequator zu, wo die Winde laut Lehrbuch um diese Jahreszeit regelmässiger und stärker sein sollten. Heftig protestierte der „Patron", zum ersten Male offen, und mit ihm zwei Matrosen mit Gesichtern wie Galgenvögel. Schroff wiess ich ihre Einwände zurück.

Das Manöver glückte vorzüglich. Prall standen die Segel im Wind und wir liefen zwischen 140 und 150 Seemeilen täglich. Strahlend herrliche Tage! Tropen, Meer, eine frische Brise! W a s Schöneres kann Gott dem Sterblichen schenken? Der Klabautermann klapperte nicht mehr in den Rahen, das Deck glich dem Promenadendeck eines Touristenschiffes, und Don Vicente und seine Passagiere hüteten mich wie einen Diamanten.

Auch dem blinden Professor hatten Sonne und Wind die Augen gebräunt. Er war besten Mutes und schrieb von früh

bis spät Noten — unermüdlich. Einmal hörte ich ihn singen, leise, in einem Winkel unter der Backtreppe. Es ist erschütternd, wenn Blinde singen... Seltsam bewegt trat ich hinzu: „Eine neue Oper, Herr Professor?" fragte ich.

„Nein, die Musik von morgen ist nicht die Oper", antwortete er, „ich komponiere für die Schule in Cuba. Ein Orchester will ich schaffen, das nicht seinesgleichen hat, und alle Musiker sollen Blinde sein..."

Gegen Ende der dritte Woche trat wieder Flaute ein. Diesmal steuerte ich mehr nördlich. Die Flaute wich nicht, doch ich hielt stur am Kurs fest. Träg schlichen die Tage dahin. Die Hitze begann zu drücken. Der „Patron" schöpfte neuen Mut und versuchte unentwegt, die Mannschaft gegen mich aufzuwiegeln. Aber meine Leute hielten mir die Treue, trotzdem ich die Rationen kürzen liess, auch das Trinkwasser — immer mehr. Die Hitze stieg mörderisch. Wohl hörte ich hier und da Murren, sah missliche Blicke, aber ich blieb hart.

Endlich kamen wir in eine Zone, wo das Meer tauschte. Der Wind wurde besser. Ich wühlte meine Karten um und um, überrechnete noch einmal alle Eintragungen, die Etmale, den Kurs, meine Beobachtungen vom ersten Tage an. Als ich alles geprüft hatte, jubelte mein Herz: das konnte nur der Orinoco sein, der seine Wasser zweihundertfünfzig Seemeilen in das offene Meer hineindrückt. Sofort gab ich Order, hart nach Westen zu steuern.

Mein Befehl wirkte wie ein Signal. Offen trat der „Patron" gegen diese Massnahme ein. „Süd-West-Süd, das ist der richtige Kurs!" behauptete er, und ein paar Seeleute stimmten ihm zu, auch der eine und andere der Passagiere von seiner Heimatinsel Lanzarote.

Am Abend war so etwas wie Burgfrieden eingetreten, aber ich sah Blicke und Gebärden, die mir zu äusserster Wachsamkeit rieten.

Erst spät nach Mitternacht ging ich vom Log zurück in die Hütte. Am Eingang riss mich ein Geräusch herum. Das war meine Rettung: so traf die schwere Eisenstange nur meine Schulter. Für den Bruchteil einer Sekunde knickte ich ein, dann flog der kleine „Patron" wie eine Monstranz gegen die Reling. Seine Komplizen zögerten, ich nicht! Wie ein Ramblock sauste meine Rechte dazwischen, Helfer kamen hinzu, und nach wenigen Minuten lagen die drei Angreifer gefesselt an Deck. Die Erregung liess mich laut herauslachen: es war fast eine Szene wie in einer italienischen Oper! Weite, nachtdunkle See, leise singende Segel, ab und an knarrte ein Block, über dem Topp wiegt sich der halbe Mond zwischen heroisch geballten Wolken...

Die Passagiere standen geschlossen hinter mir. Don Vicente tobte und verlangte allen Ernstes, dass die Meuterer über die Reling geworfen werden sollten wie zur Zeit der Filibustier.

Ein Exempel musste natürlich statuiert werden, die Gefahr war gross, strengste Disziplin unerlässlich. Die Lebensmittel gingen dem Ende zu, das Trinkwasser langte nur noch für wenige Tage. Und um uns Wogen, nichts als Wogen, soweit das Auge reichte. Kurz und gut: ich sperrte die drei gefesselten Meuterer in die Vorderpik und stellte einen Doppelposten davor...

Am Morgen ging ich an die Verteilung der Restbestände. Einen Becher Wasser pro Tag und Mann, eine Mahlzeit Essen. Keiner murrte, im Gegenteil! Vertrauensvoll ordneten sie sich unter. So half das nächtliche Ereignis vortrefflich über den toten Punkt hinweg. Mein Ansehen war gestiegen, die Passagiere hatten ihren Gesprächsstoff, und als am übernächsten Morgen Steuerbord voraus Land in Sicht kam, galt ich

allen an Bord als der Kolumbus des zwanzigsten Jahrhunderts.

Eine Spannung wie zwischen Blitz und Donnerschlag wölkte über dem Schiff. Welches Land dort voraus konnte das sein? Wieder rechnete ich, mass und krempelte meine Karten um und um. Kein Zweifel, es musste die Insel Tobago sein, die da vor uns aus dem Meer stieg, was sich später auch bestätigte.

Don Vicente umarmte mich. „Viva el rubio!" riefen Passagiere und Mannschaft im Chor: „Es lebe der Blonde!"

Sofort befahl ich, eine Extramahlzeit zu kochen mit dem letzten Salzfisch und, beim heiligen Klabautermann, mit dem letzten Feuer.

„Hombres prevenidos valen por dos!" lautet ein in Spanien oft zitiertes Sprichwort: „Wer vorbeugt, zählt doppelt!" Plötzlich holte dieser noch eine versteckte Dose Fleisch aus dem Kasten, jener brachte eine Wurst zum Vorschein, unversehens standen Kognac-, Rum- und Wasserflaschen auf dem Tisch, eine Gitarre klang auf — der blinde Professor sang...

Ich beschrieb einen weiten Bogen um die Robinson-Insel und steuerte dann die Küste an. Aber in der Nacht zwang mich Neptun noch einmal, Sturm ins Schiffstagebuch zu schreiben. Mit zwei Mann hielten wir das Steuer — die ganze Nacht, und erst am Morgen polterte der verrostete Anker in die blauen Wasser des kleinen, idyllischen Küstenortes San Juan de Unares.

Damit war meine Mission erfüllt, und Don Vicente hatte sein Geschäft gemacht. Immer wieder umarmte er mich und jubelte: „Was kann ich für dich tun, amigo?"

„Gebt die Gefangenen frei!" bat ich.

„Ihr Deutschen seid verrückt!"

„Na, ja", meinte er dann gelassen, „wie du willst."

Mehr tot als lebendig standen die drei Rebellen an Deck. Persönlich schnitt ich ihnen die Striche durch und reichte dem Kleinen die Hand: „Komm Patron, wir wollen vergessen!"

Kanarier sind sentimental, aber sind es nicht a l l e Menschen in gewissen Augenblicken? Der kleine dicke „Karnickeljäger", wie man die Bewohner der Insel Lanzarote ob des Ueberflusses jener dort wild lebenden Hasenart nennt, weinte wie ein Schlosshund. Wir tranken einen steifen Grog miteinander, meine drei Mörder und ich, und alle an Bord klatschten Beifall, damit war es abgetan.

Jetzt lösten sich aus dem üppigen Grün dichter Palmen- und Quebrachowälder mehrere Boote. Selten wohl mochte sich ein fremdes Schiff in jenen Hafen der kleinen Insel verirren. Hin und ser pendelten die Boote, brachten Früchte, Geschenke, Wasser. Aus unserer Ankunft machten die Bewohner der Insel Tobago ein Fest.

Dabei war ich der Held des Tages. Der Bürgermeister selbst interviewte mich, war er doch gleichzeitig Reporter, Fotograf und Besitzer der einzigen, kleinen Tageszeitung von San Juan. Eine Stunde später tranken wir Bruderschaft und Don Vicente drückte mir in seiner Begeisterung zweihundert Dollar in die Hand.

Mitten in unsere Festesfreude platzte die schäumende Bugwelle eines heranrasenden Schnellbootes: Zollkontrolle! „Ordnung muss sein", meinte der Alkalde, „der Schmuggel würde hier sonst überhand nehmen."

Die Herren Zöllner aber waren keine Spielverderber, sie tranken und futterten kräftig mit.

Am Nachmittag wurden wir dann nach dem venezolanischen Hafen Carupano geschleppt.

Dort ging alles sehr schnell und vollzog sich ohne Schwierigkeiten. Die Behörden kamen an Bord und liessen alle Handwerker und Agrarier sofort an Land rudern. Man wartete auf

sie, sie waren erwünscht. Kaufleute dagegen fügte man in die Rubrik „Dudosos", Zweifelhafte, ein und schickte sie in ein Umschulungslager in die Nähe von La Guaira, oder zusammen mit wirklichen „Dudosos" in die Arbeitskolonie Amacuro im Delta des Orinoco.

Als letzter kam ich an die Reihe. Ich hatte mir's gut überlegt, ich war weder Abiturient, noch Student, kein Flieger, kein Offizier oder sonst etwas, sondern ganz einfach nur: „Mechaniker". Meine russischen Papiere dienten mir dabei als Ausweis.

Sie wirkten wie eine Bombe — wieder einmal. Ich erzählte denselben Reim, wie ich ihn überall erzählt hatte, in Genua und Narbonne und sonst wo, wo ich diese, meine Atombombe platzen liess. Mit der „Blauen Division" aber hielt ich zurück, denn ich merkte sehr wohl, dass der Inmigrationsoffizier kein Freund Francospaniens war.

„Obendrein sind Sie Nautiker und Schiffskommandant?" fragte er schmunzelnd.

„Und Flieger", schaltete sich Don Vicente wichtig ein.

„Que inteligencia!"

„Si señor, Hutnummer 60!" platzte ich dazwischen.

Dieses Wort löste die Spannung. Die „Behörde" lachte, und aller Augen gaben sich ein Stelldichein auf meinem blonden Schädel. Der Offizier schüttelte meine Hand: „Solche Leute wie Sie können wir hier gebrauchen. Sie können jederzeit an Land."

Meine ganze Sorge galt nun dem Blinden. Behinderten waren alle Tore fest verriegelt. Ja, hätte er die Einladung eines Venezolaners besessen, der für seinen Lebensunterhalt aufkam! Alle meine Bitten fruchteten nichts. Gesetze sind gefühllos, auch in Venezuela.

Da kam mir der rettende Gedanke: das Papier Pater Ferdinands. Ich log: „Eigenhändig vom Heiligen Vater unterschrieben!" und zeigte auf das Siegel des Vatikans.

Das half. Je weiter von Rom, desto katholischer die Katholiken. Man bewilligte dem blinden Professor ein Transitvisum für sechs Wochen, und Don Vicente gestattete ihm, kostenlos bis zur Erledigung der Formalitäten an Bord zu wohnen. Ich blieb bei ihm.

Am zweiten Tage lief die „Elvira" in Carupano ein. Sie kam wie wir von Las Plamas mit mehr als sechzig Glückssuchern an Bord, sieben Deutschen darunter. Vierundachtzig Tage trieben sie auf dem Ozean. Stur hatte der Kapitän am „geraden Kurs" festgehalten. Wochenlang lagen sie in der Flaute. Der Proviant ging aus, eine gute Handvoll geröstetes Maismehl täglich, ab und zu einen Streifen Salzfisch. Einsetzender Tropenregen rettete die ganze Crew vor dem entsetzlichen Tod des Verdurstens. Ergebnis: zwei Tote, ein Irrer und einundvierzig Kranke, elf darunter an schwerem Skorbut...

Ich ruderte an Bord.

Er müsse sofort weiter nach Kuba, sagte mir der Patron, dort wäre sein Schiff von Las Palmas aus bereits verkauft.

Nach Kuba? Ein Gott schien dieses Schiff gesandt zu haben. Im Augenblick war alles geregelt. Ich zahlte fünfzig Dollar Passage für den blinden Professor und sein Töchterchen. Noch in derselben Stunde brachte ich sie beide an Bord.

„Adios, tapferer Wiking!" sagte er zum Abschied und drückte meine Hand, während unter seiner dunklen Brille ein paar dicke Tropfen hervorquollen.

Auch mir ging das Scheiden nahe, weil dieser Aermste so hilflos in eine ungewisse Zukunft zog. Sonst...? Was war denn mein Leben bisher anderes gewesen? Wie rauhe, kantige Glieder einer schweren Kette reihte sich Trennung an Trennung. Alles im Leben gleitet... rinnt vorüber...

Ein Zollboot nahm mich mit nach La Guaira. Bei Sonnenaufgang tauchten die weissen Häuserreihen aus dem Blau des Meeres. Wie eine trutzige Wehr drohte die gewaltige Cordillere Venezuelas über das Karibische Meer.

Schnell kam die Küste näher, hinter der das gesegnete Land aus lauer Tropennacht erwachte. Ueber dem prangenden Grün wogender Plantagen drohen dunkle, steile Bergkonturen, gekrönt von einer jungen Sonne, die ihr Strahlengold über die azurne Schale des Meeres schüttete.

Freudestrahlend sprang ich auf die Mole und sass bald darauf in dem rotlackierten Autobus, der mich nach der Hauptstadt Caracas und — zu Dolores bringen sollte.

Wie oft hatte ich mir den Augenblick unseres Wiedersehens ausgemalt! Jetzt sollte dieses Traumbild in einer knappen Stunde Wirklichkeit werden! Schon spiegelte sich meine Sehnsucht in ihren schönen, südlichen Augen. Ich liebkoste das schwarze, duftende Haar, die Hände mit dem dunkelblauen Saphierring. Ein süsses Feuer entzündete mein Blut.

Mühsam drehte sich der Rotlackierte die steilen Kehren hinauf. An der Passhöhe wechselte das Bild, die blaue Weite entschwand und bald breitete sich das gründurchwobene Weiss der Hauptstadt zu meinen Füssen.

An der „Plaza Bolivia" verliess ich den Wagen. Einen Augenblick verharrte ich im Schatten des stolzen Reiterstandbildes des Befreiers vom spanischen Joch, der dreiundvierzigjährig, arm und verzweifelt in einer Fischerhütte von Santa Marta sein Leben aushauchte...

Mit klopfendem Herzen drückte ich in der Calle San Fernando die Klingel. Ein Neger in Livre öffnete. Schwarze Diener können entsetzlich vornehm sein. Ich aber liess mir von dem Lümmel nicht imponieren, reichte ihm meine Karte und sagte kurz: „Melden Sie mich der Señora!"

Die runden Kugelaugen des Negers gingen mir auf die Nieren. Was hatte der Kerl mich zu mustern? Da kam seine

quäkende Stimme: „Bedaure", sagte er, „die Señora ist nicht anwesend, sie befindet sich auf der Hochzeitsreise."

Wäre es nicht dieser unverschämte Sohn Afrikas gewesen, ich hätte mein tödliches Erschrecken nicht verbergen können, so aber konnte ich mir wenigstens noch einen guten Abgang sichern.

„Wann wird die Señora zurückerwartet?" fragte ich äusserlich ganz ruhig, während in meinem Inneren ein Orkan tobte.

„Ich weiss es nicht", war die Antwort des Negers, während er mit den Achseln zuckte, dass die breiten Papageienepauletten seiner Uniform schwankten. Und schon fiel das Gartentor höhnend ins Schloss.

Da stand ich auf der Strasse, der ich nun ganz allein wieder gehörte. Müde schlich ich im Schatten dichter, grüner Lorbeerbäume dahin. Ich befand mich in einer jämmerlichen Verfassung. Dolores war so etwas wie ein Ziel für mich gewesen, das sich nun für immer verflüchtigt hatte.

Aber der lachenden Sonne Venezuelas hielt auch meine grosse Enttäuschung nicht stand. Die Kümmernis verflog rasch, bald war ich wieder mitten im Planen und Suchen. Dolores, ein Kind dieser heissen, unbeschwerten Zone, hatte offene Hände und ein offenes Herz...

Wer sich auf der Wanderung befindet, untersteht besonderem Gesetz. Eine mystische, geheimnisvolle Kraft ist über ihm, der er sich nicht zu entziehen vermag, eine Kraft, die alle Unsteten auf vorgeschriebene Schicksalswege stösst. Nie habe ich das Abenteuer gesucht, aber es suchte mich.

Seit einer Woche schlenderte ich nun schon über die

breiten, von silberschimmernden Königspalmen eingefassten Prachtavenidas der reichen, venezulanischen Hauptstadt, durchstöberte die engen Gassen des Zentrums und machte einen Tagesausflug nach Maracay, dem einstigen Regierungssitz des Diktators Don Juan Vicente Gómez, der mit ein paar Dutzend Frauen an die hundert Kinder zeugte und trotz aller despotischen Willkür sein Land zu einem der reichsten der Erde machte.

An Arbeit mangelte es nicht, weder in der Stadt noch am Hafen, am wenigsten aber auf dem Land. Ueberall suchte man nach Maurern, Zimmerleuten, Schlossern, Drehern und Schweissern.

Ein Autogeschäft hatte mir einen Posten als Einfahrer angetragen. Nach einer gewissen Probezeit wollte man mich auf Grund meiner Sprachkenntnisse zum Verkäufer machen. Mein Tagesverdienst sollte vierzig Bolivars betragen. Der Pensionspreis für eine Woche machte nur achtzig Bolivars aus. Ein tragbares Verhältnis.

Aber ich war nicht so recht mit dem Herzen dabei. Mich lockte das Innere des grossen Landes, das in seinem Urzustand immer wieder meine Träume von Weite und Gelöstsein nährte. Den Orinoco hinauf wollte ich, durch die dichten Wälder der Anden, wie einst die Augsburger Welser, die diese Gebiete als ersten deutschen Kolonialbesitz erforschten und dem weissen Mann erschlossen.

Kurzerhand hatte ich mir ein Vertragsformular für die Minen in Trujillo aushändigen lassen. Dort fielen die Goldbolivars nur so von den Bäumen wie das Laub im Herbst, und das Leben kostete noch weniger als die Pferde, die gar nichts kosteten, wenigstens behauptete es das Vermittlungsbüro.

Wieder ging es mir wie Buridans Esel. Sollte ich nun den Posten als Einfahrer annehmen oder in die Minen gehen?

So wägend und überlegend merkte ich kaum, dass der spiegelnde Asphalt in das holprige Pflaster der Vorstadt wechsel-

te. Erst das wütende Gebimmel der Strassenbahn, die im Schritt hinter einem Eselkarren herfuhr, riss mich aus meinen Gedanken. Zwei Männer mit kühnen, lederfarbenen Zügen sprangen lachend aus dem Wagen, mir just vor die Füsse wie ein Batzen des Schicksals: „Hier hast du ihn!" Ich erkannte sofort: Landser.

Wenige Minuten später sassen wir zu dritt in einer sündhaft schmierigen Bodega und tranken süffigen Landwein. Es war eine helle Freude, mit den beiden zu plaudern, Kerle wie Eisen, die den Gehörnten aus der Hölle holen würden, wenn es notwendig war.

Ich erzählte von meiner Reise und dass ich die Absicht hätte, mein Glück in den Minen zu versuchen.

„Da kommen wir ja gerade her", rief Hermann, der grössere der beiden, „mach' bloss keinen Unsinn, das ist der Arsch der Welt!" Sechs Monate hatten sie durchgehalten, wie es der Vertrag vorschrieb, und nun wollten sie nach Argentinien.

Der Verdienst in den Minen war nicht schlecht, sehr gut sogar, fünfzig Bolivars pro Tag und mehr, sehr zu empfehlen für jeden, der schnell Geld gebrauche. Aber sonst? O la la! Die Unterbringung mehr als russisch! Und wer nicht über eine eiserne Gesundheit und einen harten Willen verfüge, der liesse lieber die Hände davon. Weiber, gute Drinks und was sonst dazu gehört, waren teurer als selbst in den Petroleumfeldern Mexikos, wo sie vorher gearbeitet hatten.

Mexico? Ich horchte auf. Auch die „Tierra caliente" stand auf meinem Wunschzettel. „Warum seid ihr dort abgehauen?" fragte ich.

„Es hätte uns bald den Hals gekostet", antwortete Hermann, „nachdem wir fünf Jahre lang glücklich durch alle Kriegsschauplätze durchgekommen waren. Nicht weil wir Deutsche sind, den Krieg hat man in Mexiko längst vergessen. Aber einmal erzählte ich unbedachterweise, dass ich Stalin-

gradkämpfer war. Da warf die ganze Belegschaft wie ein Mann die Arbeit nieder.'' Er zog eine Zeitung hervor: „Da, lies!''

Ich sah nur flüchtig hin. In welchem Lande der Welt fühlten sich die Arbeiter heute nicht solidarisch mit der „Roten Armee''?

In diesem Augenblick erhob sich am Nebentisch eine junge Kreolin und trat mit dem leichten, federnden Schritt der Kariben in die Mitte des kleinen Freiraumes vor der Theke. Eine Gitarre klang auf, einen Augenblick war es mäuschenstill zwischen den Fässern. Aller Augen hingen gespannt an der dunkelhäutigen Dirne, die jetzt zu tanzen begann.

Die silberbeschnallten Füsse hoben sich, spreizten, schlugen zusammen, flogen voraus, zurück im rhythmischen Takt mit den runden Hüften, den Armen, den jungen, strammen, halbentblössten Brüsten. Kräftiger griff der braune Bursche in die Saiten, wie Paukenschläger trommelten die Absätze der Tanzenden den Boden. In tollen, rasselnden Wirbeln schwangen Füsse, Schenkel, Hüften, Brüste, Arme und darüber funkelten die Augen wie schwarze Diamanten.

Die Gesichter meiner neuen Freunde glühten. Begehrend hingen ihre Augen an den zitternden Brüsten der jungen Bajadere, Hermann trommelte nervös den Takt auf die Tischplatte, und seine Rechte umfasste das Glas, als wollte er es zerdrücken.

„Wie lange bist du denn schon in der Stadt?'' fragte er plötzlich und stiess das Glas hart auf den Tisch. „Weisst du nicht, wo man so etwas mal für sich allein haben kann?'' Dabei nickte er zu der wirbelnden Tänzerin hinüber.

Ich gestehe, der Teufel zwackte auch mich wie einst den heiligen Antonio von Padua, von den Haarspitzen bis unter die Sohle. Doch ich riss mich zusammen und fragte lächelnd zurück: „Wie lange ists denn her?''

„Seit Deutschland, Mensch!''

Ich lachte: „Und?"

Da erzählte er. Vor Jahresfrist hatten sie sich als Fremdarbeiter nach Frankreich verdingt. Von dort türmten sie und gelangten über ein paar Gefängnisse hinweg glücklich nach Vigo. Hier nahm sie der Koch eines Panamatankers mit nach Mexiko.

„Sind viele Fremdarbeiter durchgegangen?" fragte ich interessiert, um ihn vom Thema abzulenken.

„Mehr als genug", antwortete er kurz und wandte sich dann an den Kellner: „Höre, Mozo, weisst du nicht wo..."

Der Schwarzgelockte schmunzelte verschmitzt und kramte eine schmutzige Karte aus seiner Brieftasche. Damit ergriff König Leichtsinn das Szepter, oder war es das Schicksal, das seine Peitsche schwang? Wir leerten noch eine Flasche, dann fuhren wir in einem offenen Wagen singend die langen Kehren hinunter nach La Guaira, der sündigen Hafenstadt...

Doña Angelina verstand ihren Laden von der Pike auf. Madrid, Paris, Havanna hatte sie das gelehrt, was man bei einem Kunstreiter die „Hohe Schule" nannte. Ein Schwarm von Weibern umringte uns, als wir die rote Portiere zurückschlugen. Alle Rassen waren vertreten, ältere, stark geschminkt, mit grossen Erfahrungen — „für alles!" wie sie zungenschnalzend versicherten — und zarte, schmale, gleich Unschuldsengeln, halbe Kinder noch...

Wir tranken, tanzten, gröhlten. Lärm war die Tendenz des kleinen, mit amüsanten Schäferszenen bunt bemalten Salons. Uns schien es Fröhlichkeit.

Jenseits der schmalen, ovalen Tanzfläche, wo die Crew eines amerikanischen Dampfers eine Sauf-Orgie feierte, ging es besonders laut her. Die Musik intonierte immer wieder das

Lebehochlied „Uncle Sams". Alles brüllte mit, auch wir: „He's a jolly good fellow..." Nach einer Weile verschwand Hermann, dann Ernst. Grinsend kehrten sie zurück.

Die Stimmung stieg. Feuriger Sizilianer und schäumender Sekt flossen in Strömen. Und Lärm, Lärm wie in einer Radauszene eines zünftigen Hollywood-Films.

Doch kein amerikanischer Film ohne Pistole und k. o. So auch hier. Unversehens schlug ein baumlanger Matrose dem schwarzen Kellner einen Kinnhaken, dass er wie eine Billardkugel über das Parkett rollte. Der erste knock out.

Wie ein Signal war es, die Pistole folgte auf dem Fusse. Klirrend splitterte die Deckenbeleuchtung zu Boden.

Nun war kein Halten mehr. Auch die Venezolaner sind nicht von Pappe und Landser haben ebenfalls flinke Fäuste. Stühle brachen auseinander, Spiegel klirrten, Flüche, Schreien, der Lärm schwoll zum Tumult.

Da, wieder Schüsse, eine ganze Salve. Verflucht! Wir schlugen uns durch bis zur rotzüngelnden Portiere. Die Tür war verschlossen. Plötzlich blitzten Uniformen auf, und eine Viertelstunde später hatten wir in der Sammelzelle des Gefängnisses von La Guaira Gelegenheit, die Bilanz dieser „fröhlichen Nacht" zu ziehen.

Unsere Knochen waren heil, die Papiere vollzählig, die Börse leicht angeschrammt wie das Gesicht Hermanns und mein rechter Arm. Sonst...? Hm, wir fühlten uns wie bei Muttern: keiner von uns dreien, der nicht ein halbes Dutzend Gefängnisse in seinem Tagebuch zu verzeichnen hatte. Auf der Stelle schliefen wir ein...

In aller Frühe betrat ein hochgewachsener Mann in Begleitung zweier Polizisten die Zelle. Es war der Kapitän der „Marin. Marlen", der seine Matrosen suchte. Vier fehlten, die lagen im Lazarett!

„And these gentlemen?" fragte er und deutete auf uns.

Der Wärter zuckte mit den Achseln. „Die waren mit dabei", radebrechte er in schlechtem Englisch.

„You are sailors?" wandte sich der Kapitän an mich.

„Yes Sir", antwortete ich auf der Stelle ohne Bedenken.

Die blauen Seemannsaugen wanderten nachdenklich durch den Raum und blieben dann wieder auf mir haften: „Habt ihr Lust mitzukommen? Heute mittag muss die „Marin Marlen" aus dem Hafen."

„Wohin geht die Reise?" fragte ich vorsichtig.

„Die ganze Küste runter bis Buenos Aires", lautete die Antwort.

Ohne viel zu überlegen, schlugen wir alle drei in die dargebotene Hand des Kapitäns. Vergessen waren Minen, Kontrakt und Autobazar. Argentinien, das deutschfreundliche Land am Silberstrom, war jetzt unser gemeinsames Ziel.

In fünf Minuten war alles geregelt. Ich sagte es schon einmal: der Dollar ist ein Schlüssel, der zu allen Türen passt. Fröhlich brausten wir die Kehren nach Caracas hinauf und zurück. Hurrah, der alte Gott verlässt einen guten Deutschen nicht! Und es war doch eine herrliche Nacht, die Drinks, die Weiber, der Klamauk, „...und den linken Geraden, den ich am Kinn des langen Yankee landete", prahlte Hermann, „den vergisst er zeitlebens nicht."

Punkt zwölf Uhr erschütterte die tiefe Bass-Sirene des grossen Frachters den Hafen. Zitternd drehte der gewaltige Koloss aus Stahl und Eisen seinen Bug gen Osten. Der Höllenlärm der Ankerkette verstummte, noch einmal heulte die Sirene auf, dann knarrte der Maschinentelegraph: „Volle Kraft voraus!" Die „Marin Marlen" steuerte Kurs.

Um vier Uhr begann meine Wache im Ruderhaus. Fest packte ich in die Speichen des Rades. Laut schrie mein Herz vor Freude, wie das ganze, grosse Schiff meinen Händen gehorchte. Hoch schäumten die Wogen am Bug: hinaus in die blaue Weite und damit ins neue Abenteuer. In diesem Augenblick war ich der glücklichste Mensch auf der Welt!

Meine Freiwache fiel mit der der Freunde zusammen. So hatten wir Zeit, Zukunftspläne zu schmieden, ewiges Privileg der Jugend!

Eine Farm musste es sein, das sowieso, ganz weit, irgendwo im Inneren, am Fusse der Anden, dort, wo das Klima dem der Heimat glich. Hermann war Landwirt von Beruf und hielt uns stundenlang Vorträge über Schweinezucht und Obstbau. Ernst und ich lauschten ihm mit angespannten Sinnen und brennenden Augen.

Als Kohlentrimmer hatten es die Freunde schwerer als ich. Aber unverdrossen schaufelten sie, vier Stunden am Tag und vier Stunden in der Nacht. Immer hinein mit den schwarzen Diamanten der Seefahrt in die feuerspeienden Höllenschlünde der Kessel...

Bei der Einfahrt nach Rio de Janeiro stand ich am Steuer und genoss in vollen Zügen das wahrhaft märchenhafte Schauspiel des wohl schönsten Hafens der Welt. Wie ein azurner Spiegel schimmerte die See, einer Götterschale gleich, aus der der Himmel seine strahlende Bläue schöpfte. Von Backbord grüsste das geologische Wunder des Zuckerhutes, hoch oben reckte der Corcovado, der Bucklige, seine krumme Nase. Voraus über dem Bug und überall, wohin das Auge reichte, die weisse, schimmernde Stadt. Kein Fabrikschornstein, keine Getreidesilos, kein schmutziger Kai: grüne Parkanlagen, schattige Uferpromenaden, überdimensionale Paläste, ein Riesenkurort, der nur für Luxusyachten und Touristenschiffe bestimmt schien.

Die Nähe gab auch diesem Bild einen Stich in Grau.

Auch hier wurde Brot mit Wasser gebacken. Unverkennbar aber blieb der Reichtum der Stadt, der allen Hauptstädten der westlichen Hemisphäre eigen war.

Den Abend verbrachten wir im Restaurant „Alt Heidelberg" im Herzen Rios. Das Bier war gut und süffig und von einem deutschen Braumeister gebraut, wie uns der Wirt versicherte, der den Namen seines Lokals und auch sein deutsches Herz allen Anfeindungen zum Trotz bewahrt hatte.

Zwei Landsleute luden uns an ihren Tisch. Farmer aus dem Inneren waren es, die förmlich nach Nachrichten aus der Heimat lechzten. Hermann erzählte von der Schlacht um Stalingrad, bei der der Sohn des einen vermisst war.

Wir tranken, nein, wir soffen! Aber gibt es etwas Schöneres, als nach langem Seetörn unter heisser Tropensonne an Land kaltes, deutsches Bier zu trinken...?

„Bleibt hier, Jungens", riet uns Herr Schönefeldt, „Brasilien hat für alle deutschen Heimatlosen Brot und Land!" Dabei prostete er uns zu.

Dann zeichnete uns der Farmer ein Bild des letzten Jahrzehnts. Naturalisiert wie die meisten alteingesessenen Deutschen, waren sie ungeschoren davongekommen. Doch die jüngeren und die Besatzungen der Dampfer konnten ein Lied vom deutschen Schicksal im Ausland singen. Heute aber, Schwamm drüber! Der zivile Brasilianer war von jeher deutschfreundlich und es auch während des Krieges geblieben. Ueberhaupt sah man hier die europäischen Kriege mit „südamerikanischen" Augen. So wie zu ihrem Kontinent die Revolutionen gehörten, gehörten zu Europa die Kriege, und da sie dem einzelnen eher ein gutes Geschäft als Opfer brachten, so war auch vom letzten Kriege im Grunde kaum mehr als eine „nette Erinnerung" geblieben. Natürlich hatten die guten, billigen, deutschen Waren gefehlt, — und fehlten noch. Aber zwei Kriege hatten den Grundstein gelegt zu der schon heute auf vollen Touren laufenden Industrie des Landes, noch ein dritter, und ganz Süd-

amerika brauchte keine Schraube mehr aus Europa zu beziehen. Was man aber im Augenblick an allen Ecken und Enden gebrauchen konnte, waren Handwerker und Techniker für diese neue industrielle Entwicklung. „Und Deutsche sind daher mit der Laterne gesucht!" schloss der Farmer.

Auch auf den dritten Weltkrieg kamen wir zu sprechen, auf dieses Thema, das ich hasste. Aber hatte es mich nicht auf meiner ganzen Reise begleitet wie das Kichern der Kassandra? Ueberall redete man von ihm wie von etwas Unabwendbarem. Das Erschütternde daran war, dass man sich schon im vorhinein mit ihm abfand. Alle Menschen schienen sich auf ihn einzustellen, auch die Südamerikaner, als hänge bereits eine Riesenatombombe in den Wolken, die eines Tages heruntersausen musste, um die nördliche Halbkugel unseres Planeten zu zertrümmern. Stritt man sich nicht überall bereits um den kommenden Sieger? Russland oder die U.S.A., Asien oder Amerika? Von Europa sprach niemand mehr. Höchstens dass man sein Herz „Deutschland" als Schlachtfeld betrachtete, auf dem die sterbende Kultur des Abendlandes ihr „finish" gegen die slawisch-mongolische Frühkultur ausfechten werde. Europa war abgeschrieben.

Den nächsten Nachmittag benutzten wir zu einer Fahrt auf den Cerro Corcovado. Die kanadischen Inseln nennt man die glücklichen, in Rio hat die Schönheit, haben alle leuchtende Farben des Kosmos ihre Heimat. „Vedi Napoli e poi mori" Neapel sehen und sterben, las ich einmal irgendwo. „Kommt nach Brasilien, meine sonnen- und freiheitshungrigen Landsleute. seht Rio und seine Umgebung von der phantastischen Höhe des Cerro Corcovado und... l e b t !!! „Las plus belle ville du monde"...

Am übernächsten Mittag sackte die traumhaft schöne Stadt hinter uns. Wieder stand ich am Steuer und dachte an die nächste Zukunft. Santos würden wir anlaufen, Montevideo und dann: Buenos Aires! Bei mir stand es fest: eine Farm musste es sein, zusammen mit den Kameraden. Wie Fanfarenklänge hallten die Worte der erfolgreichen Plantagenbesitzer in mir nach.

Plötzlich stand der Kapitän neben mir. „Ihre Freunde sind in Rio getürmt!" sagte er und fluchte gotteslästerlich.

Für die Dauer eines Herzschlages entglitt das glattpolierte Steuerrad meinen Händen: Hermann und Ernst desertiert?

Doch gleich umklammerten sie wieder fest das harte Mahagonieholz, mein Auge huschte über die Kompasnadel hin zur Buglinie und verlor sich in der blauen Weite. „Fluch nur Käpt'n", dachte ich, „Seeleute müssen fluchen!" Aber ebenso schnell verstummte die harte, befehlsgewohnte Stimme. „Never mind that!" sagte er plötzlich wie gewandelt, „aber warum bist du geblieben?"

„Mein Ziel ist Argentinien", platzte ich frei heraus.

„Und was willst du dort, damned fool?"

„Ich will mir eine neue Heimat suchen, ich bin Deutscher."

„Hm", grunzte er, „dann warst du also auch im Kriege?"

„Yes Sir, bis zum bitteren Ende!"

Der Kapitän legte mir die Hand auf die Schulter: „Du gefällst mir, boy, komm mit zurück nach Baltimore, ich besorge dir einen guten Job in den Staaten. Was willst du in dem dreckigen Süden, die Lateiner sind alle Spitzbuben."

„Ich kenne sie, ich bin unter ihnen aufgewachsen", lachte ich, „und ausserdem ist zwischen unseren Staaten ja immer noch kein Friede."

Lachend zeigte er mir seine gelben Zähne: „Bullshit! Du wirst nur Freunde finden in den U.S.A. Für uns ist der Krieg

lange aus. Mit Gottes Hilfe haben wir das Rennen gewonnen. Es war ein gutes Geschäft!" Er rieb sich die Hände.

„Na ja", sagte er nach einer Weile und begann mir einen Vortrag über Gods own country zu halten, dem einzigen Land auf dieser verdammten Welt, in dem es sich leben liess. Wie alle Yankees war auch der Kapitän von Natur Missionar. Der amerikanische Lebensstil war ihm Weltanschauung. Was diesem nicht entsprach, dünkte ihm minderwertig. Seine Aufgabe war, jeden Ausländer davon zu überzeugen.

„Lies das, meine Junge", sagte er, nachdem er geendet hatte und zog eine Zeitung aus der Tasche, „That's U.S.A."

Schon die Ueberschrift trieb mir das Blut in die Schläfen. Da war auf einem norwegischen Dampfer ein deutscher Stowaway in heissem Oel ertränkt worden. Das Verbrechen kam heraus, und ein amerikanisches Gericht verurteilte alle Täter, einschliesslich den Kapitän, zu fünfzehn Jahren Gefängnis.

Schweigend reichte ich ihm das Blatt zurück. Meine Hochachtung vor den Seeleuten aller Welt fiel in den letzten Winkel der Bodenbilge.

Die Augen des „free born of the United States" aber leuchteten stolz, als spiegelten sich in ihnen die achtundvierzig Sterne seines weltbeherrschenden Banners: „That's U.S.A., my boy!"

Die Bai von Santos liefen wir nur für Stunden an. Leichter scherten längsseits und brachten Kakaobohnen und Zukker, während die eisernen Arme unserer Winden einige Kolli Stückgut über die Reling warfen. Ein paar Globetrotter, Deutsche, versuchten an Bord zu kommen und kamen auch.

Doch noch leichter ist es in Santos, von Bord zu kommen. Aber keiner türmte. Die Stadt hat noch heute den Ruf eines bösen Fieberherdes, obgleich Lagunen und Sümpfe längst trockengelegt sind. Das Klima hat sich verbessert, und in dem nahen Sao Paulo leben Tausende und Abertausende von Deutschen, — nur die mörderische Hitze blieb.

Nun lag Brasilien hinter uns, und an einem strahlenden Sonntag Morgen flogen die Wurfleinen der „Marin Marlen" auf die asphaltierte Mole Montevideos, der prächtigen Hauptstadt Uruguays.

Wie ein sorgenloser Tourist, der durch die Welt bummelt, schlenderte ich durch die grosszügig angelegte „Avenida 18 de Julio", inmitten fröhlicher Menschen, die alle gekleidet waren, als kämen sie gerade aus einem Modebazar. Selten nur bekam man einen Neger zu Gesicht oder gar einen zerlumpten Bastard.

Aus dem namhaftesten Cafe Montevideos, dem Tupi-Namba, tönte Musik: das Ave Maria von Händel. Ein grosser, palmenbestandener Raum nahm mich auf, das geschickt hinter breitblättrigen Pflanzen verborgene Orchester interpretierte meisterhaft das unsterbliche Werk jenes grossen Tondichters.

„Wie schön ist das Leben!" dachte ich und schlürfte geniesserisch den duftenden Mokka. Die zwanglos heitere Stimmung, die sorglos fröhlichen Gesichter, die schwellenden Töne, nahmen mich gefangen. Die Vergangenheit war ausgelöscht, die Heimat mit ihren tausend Nöten hinter mir versunken. Ich dachte nicht mehr an die Krüppel, an die Hungernden und Darbenden, an drohende, feuchte Ruinen in diesigem Nebel, an Mord und Grauen. Freude war in mir und ein tiefes Glücksempfinden, als hätte sich vor meinen Augen eine Nebelwand geteilt und ein Paradies freigegeben, das alle Träume und Hoffnungen mit dem goldenen Schimmer greifbarer

Wirklichkeit überstrahlte, nach der man nur die Hand auszustrecken brauchte... Wie schnell doch der Mensch vergisst!

Ein älterer Herr, in einem eleganten mausgrauen Anzug, trat an meinen Tisch: „Sie gestatten?"

Ich nickte. Er nahm Platz und bald darauf kamen wir miteinander ins Gespräch.

„Was wollen Sie eigentlich in Argentinien?" fragte er, „hier in Montevideo haben Sie als Deutscher jeden Tag ein halbes Dutzend Stellungen."

„Haben denn die bösen Deutschen überhaupt schon wieder Einwanderungsrecht in Uruguay?" wandte ich nicht ohne leisen Spott ein.

„Einwanderungserlaubnis?" Mein Gegenüber lachte laut heraus. „Darum kümmert sich hier kein Teufel, wenn Sie erst mal im Lande sind. Wir können hier gut und gern ein paar tausend Techniker und Handwerker gebrauchen, vor allem aber auch Landwirte. Jeder, der arbeiten will, wird mit Freude begrüsst. In Uruguay ist die Demokratie keine Phrase. Hier arbeitet die Wirtschaft ohne jede staatliche Bevormundung. Keine Bürokratie drosselt die freie Initiative, keine Wehrpflicht die zwanglose Entwicklung der Jugend. Ueberall herrscht Wohlhabenheit und Freiheit!"

„Glauben Sie, dass wir Deutschen schlechtere Demokraten wären", antwortete ich dem braven Patrioten, „wenn erst einmal alle Arbeitslosen in Lohn und Brot sind, wenn es keine Wohnungsnot mehr gibt, keine Lebensmittelkarten und keine Demontagen, keine fremde Soldateska, die uns auslaugt..."

Er reichte mir die Hand über den Tisch: „Es mag so sein, wie Sie sagen, wenn ganz Europa nicht so verarmt wäre. Alle Probleme, die das Abendland zur Verzweiflung treiben, sind hier völlig fremd. Der unermessliche Reichtum unseres Landes gestattet es uns heute noch, in der Mitte des zwanzig-

sten Jahrhunderts, uns den erstrebenswerten Luxus einer freien Demokratie zu leisten."

Am übernächsten Abend dampften wir den La Plata hinauf. Ich hatte Freiwache und stand vorn auf der Back. Wie mit Zauberhänden strich der letzte Tagesschein über die blinkende Wasserfläche.

Caboto hat Argentinien entdeckt. Der fanatische Wille des grossen Konquistators suchte einen neuen Weg, um von der Atlantikküste aus zu den sagenhaften Silberfunden Pizarros zu gelangen. Daher der Name: Rio de la Plata — Strom des Silbers. Oder war vielleicht unter den vielen Deutschen, die Caboto auf seiner ersten Fahrt an Land setzte, irgendein verträumter Poet, dem der Glanz des abendlich verzauberten Wassers jenen klingenden Namen auf die Lippen zwang...?

Viele, viele tausend Deutsche sind seit jener heroischen Zeit den breiten Strom hinaufgefahren. Der Drang nach Freiheit, Brot und Weite trieb sie aus der Enge ihrer heimatlichen Zaunpfähle. Handwerker waren es, die von den Ueberseern hinunterkletterten, Arbeiter und Bauern, Glücksritter und Abenteurer, um hier eine neue Zukunft zu finden.

Meine Sehnsucht eilte dem Bug des Schiffes weit voraus. Bald flammten an Backbord die ersten Lichter auf. Eine riesige Lichtkuppel wuchs phantastisch in die Nacht: Buenos Aires! Stadt der guten Winde! Wirst du mein Schicksal erfüllen?

Der Kapitän machte mir keine Schwierigkeiten. „In zwei Monaten bin ich wieder hier", sagte er, „und wenn du dann Lust hast..."

Ohne Inmigrationspapiere ging ich an Land, ohne Visum, aber mit sechzig nagelneuen Dollarscheinen in der Tasche,

und wer vierundzwanzig Stunden frei im Lande ist, kann laut Gesetz nicht mehr ausgewiesen werden.

Die ersten Tage liefen mir nur so unter den Stiefelsohlen dahin. Ich stand vor dem Kolumbus-Denkmal, unten am La Plata, schlenderte über die „Plaza 25 de Mayo'' und wanderte durch die Stadt bis nach Belgrano, dem Sanssouci der reichen Argentinier und Ausländer. Dann ging ich auf Arbeitssuche.

Es war schwerer, als ich erwartet hatte. Präsident Perón hat zu kämpfen. Argentinien war der grosse Handelspartner Deutschlands, und Deutschland ist gehandikapt — für lange.

Wenn ich Handwerker wäre, Spezialist oder auch gelernter Landwirt, ständen mir als Deutscher alle Türen offen.

Ein paar Wochen versuchte ich mich als Autoschlosser, aber meine Kenntnisse reichten nicht aus. Ich sah es selbst und ging freiwillig. Auch in Argentinien muss man sein Handwerk verstehen und — gründlich! Je mehr Zeugnisse man präsentieren kann, desto besser. In dieser Beziehung ist es wie daheim!

Mein Geld ging langsam zur Neige, und bald war ich gezwungen, irgendeine Arbeit anzunehmen. So kellnerte ich eine Zeitlang in einem Vorstadtlokal, war Empfangschef eines Absteigequartiers, schleppte Ochsenviertel in dem grossen Frigorífico Dock Sud.

Nichts befriedigte mich. Ich suchte eine Aufgabe, m e i n e Aufgabe! Der Krieg, das Quo vadis des Zusammenbruchs, die Abenteuer einer langen Flucht, die Tragödie meines Vaters zerrten gleich Lemuren an den Blutfäden meines Ichs, schleusten über das sensible Ventil der Seele hin zu d i e s e r Aufgabe, die mich ganz erfüllend auf eine neue Plattform des Daseins stellen sollte, auf eine Plattform, wo es nur e i n e n Willen gab und e i n e Tat ..

Die Wohnungsnot in Buenos Aires steht kaum der deutschen nach. Die Mietspreise sind gewaltig und das Leben ist teuer. Erschreckend schnell kam der Tag, an dem ich mit meinem Koffer in der Hand hinunter an den Hafen zur Judenbörse musste, um alles, was ich noch entbehren konnte, zu verkaufen.

Dürr knisterten die letzten Lappen in meiner Tasche. Aber hatte ich nicht mit einem alten Rucksack auf dem Buckel, den Knotenstock in der Rechten, die halbe Welt durchzogen? Der Vagant in mir rieb sich vergnügt die Hände.

Wie von ungefähr kam ich bei der amerikanischen Schifffahrtsgesellschaft vorbei. Grosse Lettern kündeten: „Marin Marlen", Ankunft heute 19 Uhr.

Meine Finger packten den Handgriff des Koffers fester. „Weiter! Weiter!" raunte es in mir, „nie zurück!"

Da ertönte in meinem Rücken flotte Marschmusik. Eine Kompagnie Soldaten zog mit Pauken und Trompeten durch die Strasse. Unwillkürlich straffte sich meine Gestalt, die Füsse flogen hoch: im gleichen Schritt und Tritt!

Da, eine Stimme neben mir, eine deutsche Stimme: „Links, rechts, links, rechts, links...!"

Mir flog der Kopf herum, mitten hinein in den lachenden Blick eines stattlichen Herrn.

„Schneidig, was?" sagte er „preussisch aufgezogen!" er deutete auf die marschierende Truppe. Dann hielten mich seine stahlblauen, sympathischen Augen fest, und nähertretend fragte er: „Und wo haben S i e den herrlichsten aller Schritte erlernt?"

„Direkt an der Quelle!" antwortete ich lachend.

„Sie waren Soldat des letzten Krieges?"

„Jawohl".

„Donnerwetter! Und wie sind Sie über den Grossen Teich gekommen?"

„Zeitgemäss: schwarz!"
„Erzählen Sie... erzählen Sie!"

So hatte mich das Schicksal Herrn von Weissbruch finden lassen, Major des ersten Weltkrieges und heute Besitzer einer grossen Hacienda in Südpatagonien.

Damit komme ich zum Ende meiner Reise.

In einer guten Stunde ankert die „Tucumán" in Santa Cruz. Der Mayordomo meines Brotherrn erwartet mich dort mit Reit- und Gepäckpferden. Drei Tage dauert der Ritt zu den grossen Besitzungen, wo m e i n e Aufgabe meiner harrt, die ich anpacken werde wie meine Reise. Tausend Morgen Neuland warten auf Axt, Pflug und Samen. Schon heute liebe ich dieses Land, diese „Terra incognita".

In einer Stunde fallen die Anker. Immer näher kommt das Land mit seiner ungeheuren Weite wie eine neu entdeckte Welt auf mich zu. Erste Häuser tauchen auf. Hinter grün- und goldgewellten Ufern ragen waldgesäumte Berge. Dahinter, dem Auge verborgen, träumt das kaum betretene Tuneltal mit seiner unermesslichen Fülle. Zwischen dem Cerro Huemul und dem Cerro Solograt bis hin zu den Füssen der unerforschten Moräneketten wartet fruchtbares Land, Aecker, wie das alte Preussen so gross.

Hier in dieser gesegneten Weite sinken alle Probleme Europas in sich zusammen. Kein „ismus" verwirrt die gepeinigten Gemüter. Die Gewaltigen unserer Zeit veranstalten Konferenzen am laufenden Band! Wann wird endlich die der vernünftigen Raumgestaltung tagen, wo Vertreter aller Nationen die Riesengebiete unserer Erde erschliessen für jene, die o h n e Raum...?

Dann erst ist der geplagten Menschheit der so brennend

notwendige Weg zur Einheit offen, die grosse Gemeinschaft Aller wird Wirklichkeit und die weltumspannende Planwirtschaft zum Befreier aus allen materiellen Nöten.

Die Menschen leben in einer Weltuntergangsstimmung! Die grossen Kriege und ausweglosen Nachkriegsjahre haben sie gezeugt! „Hie Bolschewismus! Hie Kapitalismus!" tönt der Ruf.

Eine Kluft ist aufgerissen, über die keine Brücke hinüberführt.

Und doch haben beide Seiten eins gemeinsam: Die Sehnsucht nach Erlösung!

E N D E